

# Abschied und Erinnerung

Zum Gedenken an  
Otto Koenig  
(1914 – 1992)



Wien 2005

# **Abschied und Erinnerung**

Zum Gedenken an  
Otto Koenig  
(1914 – 1992)

für die Otto Koenig Gesellschaft  
herausgegeben von  
Gustav Reingrabner

Wien 2005

Wir danken Herrn Univ.Prof. Dr. Max Liedtke, dass seine Thesen zur Kulturethologie auszugsweise und in veränderter Form hier abgedruckt werden dürfen, ebenso Herrn Kurt Berger, dem langjährigen Weggefährten Otto Koenigs für die Überarbeitung seiner Erinnerungen an Otto Koenig, nicht zuletzt aber Herrn Prof. Dr. Liedtke für die Überlassung der Manuskripte von den Matreier Gesprächen des Jahres 1993, dem Burgenländischen Volksbildungswerk für die Abdruckrechte des kleinen Beitrags von Otto Koenig und dem Verein für Ökologie und Umweltforschung für den Vortrag von Otto Koenig in Salzburg 1992.

Vervielfältigung, Herstellung und Vertrieb  
Otto Koenig Gesellschaft, Wien 2.,  
Malzgasse 3, Tel. + 43/(0) 1/218 57 85

# Inhaltsverzeichnis

Zu dieser Veröffentlichung: .....	5
Kurt Berger, Otto Koenig, Beschreibung eines Lebenswegs.....	7
Gustav Reingrabner, Was blieb vom Werk Otto Koenigs? .....	13
Max Liedtke, Kulturethologie .....	21
Erinnerungen an Otto und Lilli Koenig (Fotographien).....	27
Otto Koenig, Frühling wird's am See .....	69
Otto Koenig, Wasserwirtschaft und Naturschutz.....	71
Gesprächsbeiträge von Otto Koenig in der Diskussion zu vorstehendem Referat.....	77
Matreier Gespräche – das Programm der Tagung von 1993.....	83
Gustav Reingrabner, Gruß und Abschied in der Überlieferung der Bibel.....	87
Walter Hirschberg, Grußsitten.....	93
Hartmut Heller, „Heil“ und „Hipp-hipp-hurra“ Zur Kulturgeschichte von Grußformeln .....	97
Helmwart Hierdeis. Aspekte einer Geschichte des Grüßens in der Schule .....	109
Jürgen Zwernemann, Gruß und Abschied bei westafrikanischen Savannenvölkern .....	119



## Zu dieser Veröffentlichung

Vom 3. bis zum 6. Dezember 1992 war der Matreier Kreis, den Otto Koenig gegründet und bis dahin geleitet hatte, wieder in der Osttiroler Stadt versammelt – Professor Otto Koenig war zum ersten Mal nicht dabei. Dass es ihm gesundheitlich alles andere als gut ging, war bekannt. Die Teilnehmer an der Veranstaltung hofften aber doch, dass er im nächstfolgenden Jahr wieder nach Matrei kommen werde können und so noch einmal das Klaubauf-Laufen, dem sein hohes Interesse galt, miterleben könne. Im Zusammenhang mit diesen Umständen vereinbarte man als Rahmenthema für die kulturethologischen Gespräche in Matrei im Jahr 1993 „Gruß und Abschied“.

Bei ihrer Heimkehr nach Wien, Hamburg, Nürnberg, oder wo sie eben zuhause waren, erfuhren die „Matreier“, dass Otto Koenig am 5. Dezember 1992, also während ihrer Tagung, verstorben war.

So wurde das für 1993 gewählte Rahmenthema nicht mehr der Abschiedsgruß an Otto Koenig, sondern galt seinem Gedenken.

Die verschiedenen Umstände, die mit den Fragen einer Weiterführung der Matreier Gespräche, aber auch der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg und ihrer Institute verbunden waren, ließen damals eine Veröffentlichung der – keineswegs von allen Teilnehmern – zur Verfügung gestellten Manuskripte ihrer Vorträge in Matrei nicht zu. Seither haben sich die Bedingungen, unter denen die Veranstaltungen und Veröffentlichung der Matreier Gespräche erfolgen, keineswegs verbessert. Immer weniger staatliche Unterstützungen stehen für diese Bemühungen zur Verfügung. So schien es dazu zu kommen, dass diese Beiträge aus dem Jahr 1993 niemals gedruckt werden könnten. Wenn sich im Dezember 2004 der Vorstand der nunmehr Otto Koenig-Gesellschaft genannten Vereinigung, die im Jahre 1957 als Gesellschaft der Freunde des Wilhelminenberges (später dann als Gesellschaft der Freunde der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg) gegründet worden ist, entschlossen hat, doch aus diesem Material eine Gedenkschrift für Otto Koenig herauszugeben, dann konnte das angesichts der nunmehr auf das Höchste angespannten finanziellen Situation nicht in Form einer traditionellen Buchveröffentlichung geschehen. Man war aber überzeugt, dass es – gerade angesichts der Tatsache, dass etwa im Jahr 2004 die Stadt Wien, bzw. ihr Forstamt mit der Eröffnung einer Otto Koenig-Warte die Erinnerung an den Biologen, Verhaltensforscher und Naturschützer lebendig erhalten will, auch seitens der Gesellschaft, die die Weiterführung der Ideen von Otto Koenig als Aufgabe gewählt hat, ein entsprechender, aktueller Beitrag erforderlich ist, dass aber auch die seinerzeit gehaltenen Vorträge immer noch wert sind, von einer größeren Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen zu werden.

Freilich konnte es nicht bei der Veröffentlichung der vorhandenen Beiträge zum Thema Matrei 1993 bleiben. Einige Ergänzungen, von denen die durch den langjährigen Mitarbeiter auf dem Wilhelminenberg Alfred Schmied zur Verfügung gestellten Fotos wohl die wichtigsten sind, schienen unumgänglich notwendig zu sein, damit es eben nicht beim „Abschied“ bleibt, sondern die Erinnerung lebendig erhalten werden kann.

Allen, die an der Herstellung und Vervielfältigung mitgewirkt haben, wie vor allem Elke Steuer von der Evang.-Theol. Fakultät der Universität Wien und Erlung Kohl vom Tiergarten Schönbrunn, sei ebenso herzlich gedankt wie der unermüdlichen Geschäftsführerin der Otto Koenig Gesellschaft, Bärbel Engelhart, und den Autoren, deren Namen ja im Inhaltsverzeichnis zu lesen sind.

Der Vorstand der mehrfach genannten Gesellschaft, dessen Sprecher der Gefertigte sein darf, hofft, mit dieser bescheidenen Veröffentlichung doch einen kleinen Beitrag dazu leisten zu können, dass die „Erinnerung“ an Otto Koenig, den großen Initiator und Anreger in allen Bereichen der Naturforschung nicht vergeht.



**Kurt Berger**

## **Otto Koenig – Beschreibung eines Lebensweges**

Die „Otto Koenig Gesellschaft“ gedenkt mit dem vorliegenden Band zehn Jahre nach seinem Tod Otto Koenig. Hier bietet sich die Gelegenheit, einen Überblick über die Lebensjahre Otto Koenigs zu geben. Vielleicht ist es gewagt, auf einigen wenigen Seiten zu schildern, was mühelos ein Buch füllen könnte. Als langjähriger Freund und Pfadfindergefährte will ich trotzdem versuchen, die Persönlichkeit Otto Koenigs an Hand einiger wesentlicher Mosaiksteinchen darzustellen, um so dem Leser Gelegenheit zu geben, diesen unserer Meinung nach außergewöhnlichen Menschen näher kennen zu lernen.

Otto Martin Lothar Koenig kam am 23. Oktober 1914 in Wien zur Welt.

Sein Vater Otto Martin Julius Koenig hatte an der Wiener Universität Germanistik, klassische Philologie, Archäologie, Epigrafik und Pädagogik studiert. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Volksbildner tätig, wurde er Mitarbeiter der Arbeiter-Zeitung in Wien und ab 1913 Redakteur der Dresdner Volkszeitung. Den Krieg über diente er als Offizier in der österreichischen Armee. Im Jahre 1919 berief man ihn von Dresden weg als Kulturredakteur an die Wiener Arbeiter-Zeitung. Darüber hinaus hielt er nun regelmäßig Kurse und Vorträge an den Wiener Volkshochschulen. Bereits 1909 hatte er seine fleißigste Schülerin Mathilde Hruby geheiratet. Sie wurde zur toleranten Mutter des einzigen Sohnes Otto.

Seine Kindheit verlebte Koenig junior in Klosterneuburg bei Wien im Elternhaus, das inmitten eines großen Gartens steht. Schon als vorschulpflichtiges Kind zeigte er brennendes Interesse an Tieren. Mit 5 Jahren brachte er seinen ersten selbstgefangenen Feuersalamander heim, kurz darauf eine fast meterlange Ringelnatter. Mit sechs Jahren hatte er ein unauslöschliches Erlebnis. Ein im Garten aufgehängter kleiner Spielzeugkäfig mit Stoffkanarie war in seiner Abwesenheit von den Eltern gegen ein richtiges Vogelhaus mit einem lebenden Kanarienvogel ausgetauscht worden. Dieses „Verwandlungswunder“ nährte die Tierbegeisterung enorm. Gleichzeitig entwickelte sich ein besonderes Interesse für Trachten, fremde Völker und Uniformen. Bereits in der Volksschule begann Otto Koenig eifrig Zinnfiguren und Zinnsoldaten zu sammeln. Die vorhandenen Interessen und daraus resultierenden Ideen waren eigentlich schon von Anfang an auf den späteren Lebensweg ausgerichtet. Die Beschäftigung mit Tieren, Forschungstätigkeit, „interdisziplinäre“ Neigungen, soziale Gruppenbildung, Gründung einer Forschungsstelle, all dies kam bereits im Kindheitsverlauf zur Geltung und wurde in einer Art einfallreichen „Wunschdenken“ durchgespielt und grafisch ausgedrückt. Von der Mutter sorgsam gesammelte Zeichnungen, Briefe und Aufsätze legen davon eindrucksvolles Zeugnis ab.

Das erste Schuljahr 1921/22 wurde zusammen mit dem gleichaltrigen Freund Richard Kretschmayer (später Gemeindefeldarzt in Klosterneuburg) im Privatunterricht absolviert, damit beide nicht „vorzeitig schädlichen Einflüssen durch schlimme Kinder“ ausgesetzt seien. Trotzdem gab es schon in dieser Zeit einen großen Kreis von Spielkameraden um Otto Koenig. Nach der Volksschule in Klosterneuburg und drei Bundesrealgymnasien in Wien, wo er sich als ebenso begabt wie ungebärdigt erweist (Betragsnoten zwischen „gut“ und „nicht entsprechend“), besuchte Koenig von 1933 bis 1936 zielgerichtet und mit Freude die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, Abteilung Fotografie, um am Neusiedler See Vögel nicht nur beobachten, sondern auch sachgerecht fotografieren und filmen zu können.

Eine sicherlich für den späteren Lebensweg Otto Koenigs grundlegende und entscheidende Rolle spielte die Jugendbewegung. Sie hatte für ihn immer Vorrang vor der Schule. Im Jahre 1926, als Zwölfjähriger, gründete er mit gleichaltrigen Freunden die selbsterfundenen „Freiheitspioniere“ und führte sie durch längere Zeit. Darauf folgte eine kontinuierliche Arbeit in regulären Jugendorganisationen, zuerst bei den roten Falken und ab 1934 bei den Pfadfindern. Der „Gruppenführer“ Otto Koenig zeigte schon in diesen frühen Jahren sein Talent, einen Kreis Gleichgesinnter um sich zu scharen und zu begeistern. 1938 beendete der Nationalsozialismus jede

erlaubte Gruppentätigkeit. Otto Koenigs Flusspfadfindergruppe trifft sich trotzdem noch einige Zeit weiter.

Im Herbst 1939 wollte Rudolf Hans Hammer, Verleger von Otto Koenigs erstem Neusiedler-See-Buch „Wunderland der wilden Vögel“, ein illustriertes Vagabunden- und Wanderbuch von Koenig herausbringen. Dadurch kommt die Bekanntschaft mit der Zeichnerin Lilli Frischauf (Tochter des Schuldirektors Franz Frischauf und seiner Frau Franziska) zustande, die ebenfalls Absolventin der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt ist. Der Krieg bricht jedoch aus, am 10. Januar 1940 rückte Koenig zum Flieger- Ausbildungsregiment 1 in Stammersdorf bei Wien ein. Nach dem Besuch der Fliegerbildschule in Neubiberg bei München kam er zur Stabsstaffel 1, die in Frankreich, Sizilien (hier entsteht Koenigs Buch „Briefe aus dem Süden“) sowie in Russland (Minsk, Smolensk, Roslawl) eingesetzt wurde. Nach längerem Lazarettaufenthalt bekam er 1942 drei Wochen Sonderurlaub für wissenschaftliche Arbeiten am Neusiedler See. Anschließend erfolgte die Versetzung zur Hauptbildstelle des Reichsluftfahrtministeriums im Berlin.

Am 8. Mai 1943 heirateten Otto Koenig und Lilli Frischauf in Wien und lebten mit Unterbrechungen bis Anfang 1945 in Berlin. Dann wurde Koenig zum Ersatztruppenteil nach Hildesheim versetzt und einer Kampfeinheit zugeteilt. Seine Frau Lilli erhält die Einberufung zum Sanitätsdienst nach Wien. Anfang Mai 1945 gerät er für einige Zeit in Kriegsgefangenschaft, am 15. Mai kehrte er zurück nach Wien.

Nach Kriegsende nahm Otto Koenig, inzwischen Gründer der „Biologischen Station Wilhelminenberg“ und intensiv mit ihrem Aufbau beschäftigt (darüber wird noch zu berichten sein), die Pfadfinderaktivitäten wieder auf. Im Österreichischen Pfadfinderbund wurde er Kommissär für Rover (das sind Jugendliche ab dem 16. Lebensjahr). Er sammelte bald einen Kreis engagierter Roverführer um sich und gründete den „Feuerring der Wiener Rover“. Neben seiner schon beachtlichen Tätigkeit in der Biologischen Station Wilhelminenberg kümmerte er sich um die Ausbildung der Roverführer. Mit diesen organisierte er u.a. das „Pädagogische Führerseminar“ an der Volkshochschule Wien-Ottakring. Koenig übernahm in der Folge die gesamte Führerausbildung im Österreichischen Pfadfinderbund. Das Baden-Powellsche „Patrouillensystem“ erweckte sein besonderes Interesse; er kann damit für seine späteren wissenschaftlichen Arbeiten Erfahrungen über die Entwicklung von Kleingruppen sammeln. Der starke Anteil von Pfadfindern am Aufbau der Biologischen Station Wilhelminenberg darf schon hier vorweg angezeigt werden. Im Jahre 1958 legte Koenig aus Zeitgründen seine Funktionen in der Bundesleitung des Österreichischen Pfadfinderbundes zurück und arbeitete noch einige Zeit als Gruppenführer. Die Verbindung zu einigen Pfadfinderkameraden bleibt jedoch bis zu seinem Tode aufrecht.

Die ernsthaften wissenschaftlichen Aktivitäten Otto Koenigs begannen bereits in der Mittelschulzeit. In den Klosterneuburger Donau-Auen wurde von ihm fleißig beobachtet und fotografiert. Ab 1932 zeltete er den Sommer über regelmäßig am Neusiedler See, um die Tierwelt der Rohrwälder zu studieren. Bereits im Jahr 1936 ergab sich die Bekanntschaft mit Konrad Lorenz. Koenig dazu erzählt in dem Buch „Verhaltensforschung in Österreich“:

*„Altenberg, der Lorenz-Wohnsitz an der Franz-Josephs-Bahn war vor dem Krieg von Wien aus mit dem Personenzug in etwa einer halben Stunde zu erreichen. Auf halbem Weg liegt meine Heimatstadt Klosterneuburg. Nach den Kursstunden über Verhaltensforschung in der Urania hatte ich daher immer das große Glück, mit Konrad Lorenz ein Stück gemeinsam fahren zu dürfen. Es war eine herrliche Lernzeit, denn Lorenz erzählte und erklärte während der ganzen Fahrt...“*

Diese Begegnungen mit Lorenz vertieften die ethologischen Interessen und festigten den Entschluss zur Gründung einer Biologischen Station. Im Frühsommer 1938 besuchten Otto Koehler (Zoologieprofessor an der Universität Königsberg) und Konrad Lorenz mit einer Studentengruppe Koenigs Lager mit Rohrwald und blieben mehrere Tage dort. Koenig schilderte das Ereignis wie folgt:

*„Mein Zelt stand einsam im Neusiedler-See-Rohrwald an der Wulka. Ich hauste unter Rallen, Rohrsängern, Wasserratten, Spitzmäusen und Reihern. Eines Vormittags planschten leise Paddelschläge den trägen Bach herauf. Stimmen wurden hörbar. Ich schlich gut gedeckt durch den tiefen Uferschlamm an den Schilfrand und lauerte geräuschlos gleich einer Dommel. Da kam ein*

*Faltboot und noch eines- und als ich, innerlich empört, Eindringlinge stellen wollte, erkannte ich unplötzlich meinen Lehrer Konrad Lorenz. Er war mit Professor Koehler und Königsberger Studenten gekommen, um mein Arbeitsparadies zu sehen und zu erfahren, was ich da so alles treibe. Wie gesagt, ich stand halbnackt und sumpfgewohnt bis weit über die Knie im schwarzen Schlamm und blickte den Ankömmlingen ebenso überrascht wie erfreut entgegen.“*

Es war das erste Zusammentreffen mit Otto Koehler, der später zum tief verehrten Lehrer und überzeugten Förderer Otto Koenigs wurde.

Etwas später, im Jahre 1939 war Koenig, zusammen mit dem Ornithologen Friedrich Goethe, wissenschaftlicher Berater bei einem UFA-Filmprojekt in den Rohrwäldern des Neusiedler Sees. Anschließend filmte er erstmals selbst mit einer Schmalfilmkamera im Auftrag des Reichsbundes für Vogelschutz. Am 24. August 1939 schickte er aus Donnerskirchen folgende Postkarte nach Klosterneuburg:

*„Liebe Eltern!*

*Habe wieder mal Glück – filmen ist recht nett. Kriege das, was die Ufa nicht bekam: Fischende Wasserralle. Jedenfalls ist es recht unterhaltlich, mit einer Kamera zu arbeiten, die man nicht kennt, und damit Dinge zu tun, die man noch nie getan hat – nämlich filmen!*

*30 Meter sind schon weg. Insgesamt bekam ich 60. Essig war übrigens nicht in Eurem Paket. Bitte um Düsennadeln (Anm.: für den Petrolgaskocher im Zelt) und Konservenöffner. Aber gleich!*

*Gruß an alle - Otto*

*Werde doch zum Filmen übergehen!“*

Während seiner Kriegsausbildung an der Fliegerbildschule Neubiberg bei München (1940) verwendete er jede freie Stunde für Beobachtungen an den vogelreichen Ismaninger Speicherseen. Seit 1942 gab es gute Kontakte zur „Deutschen Ornithologischen Gesellschaft“, die auch das Zusammentreffen mit Erwin Stresemann ermöglichen. Vor allem entstehen persönliche Beziehungen zum Ehepaar Oskar und Katharina Heinroth (Berliner Zoo), die nicht mehr abreißen sollten. Im Sommer 1943 wurde Otto Koenig von Professor Koehler an die Königsberger Universität eingeladen und hielt dort als Obergefreiter in Fliegeruniform einen Vortrag über den Neusiedler See. Hier ergab sich auch die erste Begegnung mit Heinz Sielmann, der damals noch Student war.

Nach Kriegsende 1945 kam es dann – wie bereits erwähnt – zur Gründung der „Biologischen Station Wilhelminenberg“. Die seit Kindesalter vorhandene, in der Jugend durch den Kontakt mit Lorenz intensivierete gedankliche Beschäftigung mit dem Aufbau einer Forschungsstation fand nun ihre ethologisch ausgerichtete Verwirklichung. Schon während des Kriegsdienstes konnte Koenig an den Fronten verschiedenste Materialien sammeln, die für den Aufbau seiner nun schon fix geplanten Station gedacht waren. Er schickte sie nach Wien. Dort wurden sie von Lilli Frischauf, bzw. Koenig zur späteren Verwendung gesammelt und aufbewahrt. Als Gründungsort erweist sich der nahe dem Elternhaus Lillis gelegene Wilhelminenberg, auf dem sich ein leer stehendes Militärbarackenlager befindet, als hervorragend tauglich. Das Gebiet wurde von dem Ehepaar im Alleingang „besetzt“ und gegen Angriffe der eifrig nach Öfen, Fensterglas, Holz und ähnlichen in der Nachkriegszeit so wertvollen Dingen suchenden Bevölkerung verteidigt und erfolgreich „gehalten“. Später wurde das Areal samt Baracken legal gepachtet und zunächst völlig mit eigenem Geld und freiwilligen, zum großen Teil aus Pfadfinderkreisen stammenden Helfern und Studenten für die Forschung funktionsfähig gemacht. Erst allmählich begannen Subventionen zu tröpfeln. Die Zielsetzung der Forschungsstelle lautete „Ethologische Beobachtung von Tieren in freier Wildbahn und Gefangenschaft, Auswertung der Erkenntnisse für die ethologische Erforschung des Menschen.“ Die Reiher, die schon vor dem Krieg eifrigst am Neusiedler See beobachtet worden sind, stellten für Otto Koenig die Hauptforschungsobjekte im Bereich tierischen Verhaltens dar.

Der erste sich um „die Koenigs“ bildende festgefügte Wilhelminenberger Mitarbeiterkreis bestand aus der Tierpflegerin (und „Mädchen für alles“) Minnerl Böhm sowie den Studenten Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Ilse Gilles, Kurt und Edith Gratzl, Friedrich Haiderer, Heinz Prechtel, Wolfgang Schleidt und Eberhard Trumler. Sie haben in der allerschwersten „Pionierzeit“ am Aufbau der Station mitgearbeitet. Alle späteren Mitarbeiter, deren große Zahl nicht namentlich genannt werden kann,

wirkten bei der weiteren Gestaltung in hervorragender freundschaftliche Beziehungen zum Wilhelminenberg, die auch fort dauern, als Lorenz 1951 nach Deutschland abwandert. Einige der durch Koenig bereits auf die Verhaltensforschung eingeschworenen ersten Mitarbeiter des Wilhelminenberges, bislang nur ehrenamtlich tätig, erhalten im Lorenz-Institut definitive Anstellungen und werden später zu erfolgreichen Ethologen.

Aber auch die Entwicklung des Wilhelminenberges schritt fort. Ab 1949 führten Studienfahrten das Ehepaar Koenig samt Mitarbeitern nach Italien, Afrika, in den Balkanraum und die Türkei. Andere Gruppen des Mitarbeiterkreises wurden mit Forschungsaufträgen nach Afrika, Australien, Bali, Israel, Jugoslawien und in die Türkei entsandt.

Im Jahr 1967 wurde die „Biologische Station Wilhelminenberg“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eingegliedert; besondere Verdienste darum hat sich der damalige Präsident der Akademie, Hofrat Prof. Dr. Richard Meister erworben. Ihm schuldet der Wilhelminenberg großen Dank. Unter der neuen Bezeichnung „Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ setzte der Mitarbeiterkreis seine Tätigkeit kontinuierlich fort und erlebte unter dem Nachfolger von Hofrat Meister, dem Akademiepräsidenten Prof. Dr. Erich Schmid, seine wohl glücklichste Arbeitsepoche. In dieser Zeit bauten auch Gernot und Bärbel Graefe in Donnerskirchen am Neusiedler-See die so erfolgreiche Abteilung 2 des Institutes auf. Später entsteht in Oberweiden die Abteilung 3. Konrad Lorenz, der 1973 emeritiert wurde und aus Deutschland nach Österreich zurückkehrte, findet über Initiative Koenigs in Grünau im Almtal für seine Gänseforschungen eine neue Arbeitsstätte. Bald darauf wird dieser Forschungsstützpunkt als Abteilung 4 in das Wilhelminenberger Akademieinstitut integriert.

Der 1957 ins Leben gerufene Trägerverein, die „Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg“, bleibt auch nach der Stationsübernahme durch die Akademie bestehen. Auf der Basis dieses Vereins gründet Koenig 1980 das „Institut für angewandte Öko-Ethologie“ mit den drei Abteilungen Staning, Leopoldsdorf und Rosenberg. Der Vogelpark Schmiding schließt sich an. Zielsetzung der neuen Einrichtung ist der Versuch, technische Eingriffe in die Natur nach biologischen Gesichtspunkten zu steuern und zerstörte Biotope als „Lebensraum aus zweiter Hand“ ökologisch sinnvoll zu revitalisieren. Besonders Stauseen boten sich für solche Forschungs- und andere Aktivitäten an. Auch die Anlage von Trappenschutzäckern im Marchfeld, einem Gebiet mit extrem technisierter, den Bestand der Großvögel gefährdender Bodennutzung, zielte in diese Richtung.

Neben der wissenschaftlichen Arbeit zählen auch Wissenschaftspopularisierung und Volksbildung zu Otto Koenigs Anliegen. Bereits bald nach Kriegsende hielt er Volkshochschulkurse unter dem Titel „Vom Einzeller zum Menschen“. Es folgte eine langjährige volksbildnerische Kurs- und Vortragsaktivität, auch unter Beiziehung der Mitarbeiter, um deren Redegewandtheit zu schulen. Bereits 1956, in der Pionierzeit des Österreichischen Fernsehens, lief in den improvisierten Studios in der Meidlinger Singrienergasse Otto Koenigs erste Fernsehsendung „Wunder der Tierwelt“ an, die ein sehr großes Echo findet. Später wurde die Serie in „Rendezvous mit Tieren“ und schließlich in „Rendezvous mit Tier und Mensch“ umbenannt. Seit dieser Zeit lief die Sendung in ununterbrochener Folge bis knapp vor dem Tod Koenigs. Nebenbei bemerkt war das die älteste gleich bleibende Sendung im deutschen Sprachraum. In ihr warnte Koenig bereits zu Zeiten, als die Begriffe „Umwelt-bedrohung“ und „Umweltzerstörung“ in das Bewusstsein der Menschen noch überhaupt nicht vorgedrungen waren, vor den immensen Gefahren und sagte kommende negative Entwicklungen voraus. Und dies – es sei eigens betont – erfolgte zu einer Zeit, als viele der heutigen „Grünen“ noch keinerlei Aktivitäten in dieser Richtung entfalteten und Koenig die Hauptlast der unbequemen Popularisierung des „Umweltschutzgedankens“ zu tragen hatte.

Die interdisziplinären Kontakte und Forschungen sind durch die Zielsetzung des Wilhelminenberger Institutes, nämlich auf dem Weg über Tierbeobachtungen das Verhalten des Menschen zu erforschen, von Anfang an beabsichtigt und angestrebt gewesen. Ihre Realisierung gelang dann im Studienkontakt mit den Universitätsfächern und akademischen Lehrern. Für den allgemeinen Verhaltensbereich wurden Psychologie und Kinderpsychologie bedeutsam, im kulturellen Sektor erweisen sich Volkskunde, Völkerkunde und Urgeschichte als überragend wichtig. Auch aus der

langen Tätigkeit Otto Koenigs als Hersteller zahlreicher wissenschaftlicher Filme und als Mitglied des Redaktionsausschusses der Encyclopaedia Cinematographica (Institut für den Wissenschaftlichen Film Göttingen) ergaben sich viele Kontakte mit anderen Disziplinen.

Im Jahre 1965 führte der Osterurlaub das Ehepaar Koenig nach Lienz in Osttirol, wo es zur Begegnung mit einem Maskenschnitzer und in der Folge mit dem Klaubauf-Brauchtum kommt. Hieraus entstanden neue Impulse für interdisziplinäre Forschungen, die sich in vieler Beziehung überaus interessant und wichtig gestalten. Zur gleichen Zeit gelangte Koenig an Hand des Studiums von Uniformen zur sicheren Erkenntnis, dass biologische und kulturelle Wandlungsvorgänge nach gleichen Grundgesetzmäßigkeiten ablaufen. Daraus erwächst relativ rasch der Forschungszweig „Kulturethologie“, der 1970 in Koenigs Buch „Kultur und Verhaltensforschung“ definiert wird. Neben der Arbeit an kulturethologischen Problemen forscht Koenig weithin an Tieren, die immer wieder neue Ergebnisse liefern und sich als unversiegbare Erkenntnisquelle für die Menschenforschung erweisen. Auf diesem inter-disziplinären Weg gelangte er zum Problem „Auge“, zeigte die überragende Bedeutung der Augengestalt als Signalempfänger und Signalgeber für die höheren Lebewesen einschließlich des Menschen auf, analysierte das Phänomen „böser Blick“ und erklärte die große Verbreitung von Augensymbolen im gesamten menschlichen Ornamental- und Amulettbereich. Im Jahre 1975 wird der Gesamtkomplex in dem 556 Seiten starken und reich illustrierten Buch „Urmotiv Auge“ niedergelegt. Die Forschungen und damit zusammenhängende Aktivitäten Koenigs haben sich selbstverständlich auch in zahlreichen anderen Publikationen niedergeschlagen.

Auf Grund des Buches „Kultur und Verhaltensforschung“ wird Otto Koenig im Jahre 1970 mit dem Hamburger Ordinarius für Volkskunde Walter Hävernick bekannt und von diesem 1971 und 1972 zu drei Symposien nach Hamburg eingeladen, die dem Aufbau einer Zusammenarbeit zwischen Verhaltensforschung und Volkskunde dienen sollten. Hier lernte Koenig zahlreiche Wissenschaftlicher aus human- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen kennen und tritt mit ihnen in regen Gedankenaustausch. Im Dezember 1972 organisierte Koenig das

4. Hamburger Symposium in Matrei/Osttirol. Diese Veranstaltung kann als das „1. Matreier Gespräch“ bezeichnet werden. Vier Jahre später fanden die „2. Matreier Gespräche“ in erweiterter Form statt und dann, jährlich in ununterbrochener Reihenfolge bis heute. Die interdisziplinären Kontakte reichten auch zur „Katholischen Akademie“ in Bayern, der „Schweizerischen Gesellschaft für Geisteswissenschaften“, der „Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg“, dem „Hamburger Museum für Völkerkunde“ und vielen anderen Institutionen. Die „Matreier Gespräche“ aber sind zu einem bewährten ideellen Zentrum für interdisziplinäre Kulturforschung geworden.

So hat der Traum des jungen Otto Koenig, den wir in seinen ersten Zeichnungen und frühen Aufsätzen verfolgen können und der sich fantasievoll immer um Tiere, Trachten, Uniformen, Organisation und Gruppenbildung drehte, in den „Matreier Gesprächen“ einen Höhepunkt der Verwirklichung gefunden.

Mir aber bleibt nur die Hoffnung, in diesen kurzen Zeilen der Person Otto Koenigs doch einigermaßen gerecht geworden zu sein und dem Leser genügend Mosaiksteinchen geliefert zu haben, um daraus ein brauchbares Persönlichkeitsporträt zusammensetzen. Und vielleicht ist es mir auch gelungen, das Interesse am Lesen seiner Bücher und Publikationen anzuregen.

Dies alles – und daher ein herzliches „Danke schön“ – wäre nicht möglich gewesen ohne Lilli Koenig, die ihrem Mann als getreue und nimmermüde Mitarbeiterin seit über vier Jahrzehnten zur Seite stand, mir aber als hilfsbereite Auskunftgeberin die Arbeit sehr erleichtert.



### Was blieb vom Werk Otto Koenigs?

Etwas mehr als zehn Jahre nach dem Tod von Otto Koenig ist es doch schon angebracht, eine gewisse Bilanz darüber zu ziehen was von dem, was er angeregt, begonnen oder getan hat, nun geblieben ist und weiter Wirkung zeigt. Sicherlich wird sich in dem nächsten Jahrzehnt das eine oder andere noch einmal weiter entwickeln oder verschieben, wobei man noch nicht unbedingt sagen kann, in welche Richtung das geschieht, aber es zeichnen sich doch schon einige Trends und Entwicklungen ab. Dazu soll in gebotener Kürze doch einiges festgestellt werden

a) Die Biologische Station Wilhelminenberg, die ja nach dem Krieg Ausgangspunkt und durch lange Zeit Mittelpunkt seiner Tätigkeit war, hat er ja – entsprechend den Pensionsvorschriften der Angestellten – bereits vor längerem verlassen müssen. Natürlich blieb sie bestehen, wurde seitdem sogar völlig neu gebaut und ebenso völlig neu strukturiert. Das, was sie einmal war, nämlich ein der Allgemeinheit wohl bekanntes Zentrum für Tierkunde, Tierpflege und Verhaltensforschung, das man besichtigen konnte, in dem man Auskunft auf Anfragen erhielt, und von dem man vieles zu Erlernen vermochte, ist die Station längst nicht mehr. Sie heißt ja auch „Institut“ und pflegt die Wissenschaft in einer strengen und auf sich bezogenen Form. Die grundlegende Forschungsrichtung und der Ort sind gleich geblieben, alles andere hat sich geändert – so war es ja auch kein Wunder, dass Otto Koenig selbst nach seiner Pensionierung keinen Kontakt mehr zum „Institut“ auf dem Wilhelminenberg gefunden oder gesucht hat.

Ein wirklicher Ersatz für das, was früher vom Wilhelminenberg ausgegangen ist, hat sich nicht gefunden, denn die einmalige Verbindung von wissenschaftlicher Nüchternheit, Kenntnissen und innerer Begeisterung, die stets auch den Menschen im Blickfeld hatte, dabei die Tiere nicht vermenschlichen wollte, zeigt sich doch nirgendwo in dieser Einheit und Überlegenheit.

b) Otto Koenig gründete als „Eratz“ dann die Institute, die nunmehr – so weit sie noch bestehen – seinen Namen tragen und von der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg betrieben werden. Bereits zu seinen Lebzeiten hat sich dabei manche Veränderung ergeben, und zwar einerseits im Blick auf die Standorte, andererseits auch im Blick auf die Aufgabenstellung. Kooperationen, wie etwa mit der Station in Schmiding sind aufgegeben worden, wie das ja auch schon vom Wilhelminenberg mit diversen Stationen (etwa in Donnerskirchen) der Fall war. Die drei Stationen Altenburg, Greifenstein und Staning bestehen noch und sind tätig, freilich nur mehr zum Teil in Verbindung mit den ursprünglichen Aufgabenstellungen. Diese war in Altenburg schon mit der Aufnahme der Arbeit gegenüber den Gründungsabsichten nicht mehr gegeben, kam es doch nicht zum Bau eines weiteren Kamptalkraftwerks. Und auch die Greifensteiner Tätigkeit der Begleitung des Gießgangsprojektes hat bald nur mehr einen Teil der dortigen Tätigkeit ausgemacht und angesichts des 10-Jahres-Berichtes, der so etwas wie eine Art Abschlussbericht darstellt, hat die dortige Arbeit überhaupt eine andere Bedeutung und Ausrichtung erhalten.

Die Ausrichtung auf vergleichende Verhaltensforschung, die bei diesen Instituten immer schon angesichts der Finanzierungs- und der Gründungsabsicht durch den Blick auf angewandte Ökologie etwas eingeschränkt war, hat sich im Verlauf der Zeit so gut wie völlig verflüchtigt. Diese Forschung hat in den noch bestehenden Otto Koenig-Instituten kaum mehr Bedeutung, einzelne Ergebnisse die erbracht werden, sind als Nebenprodukte der nunmehrigen Tätigkeit anzusehen und zu werten, obschon die wissenschaftliche Publikation aus diesen Instituten immer noch ein gewisses Maß, das eigentlich erstaunlich ist, erreicht. Insgesamt sind sie aber in einen anderen Konditionierungsrahmen eingebunden, und zwar nicht zuletzt auch durch die Umstrukturierungen und Neupositionierungen in der österreichischen E-Wirtschaft.

c) Die Fernsehsendungen „Rendezvous mit Tier und Mensch“, die zwar zweimal den Titel gewechselt hatten, insgesamt aber unverändert blieben, auch wenn die Kulturethologie in den späteren Zeiten einen größeren Raum einnahm („Rendezvous mit Tier und Mensch“), wurden bis knapp vor dem Tod Otto Koenigs weiter geführt. Damit waren sie aber beendet. Eher bescheidene Bemühungen, sie in etwas veränderter Form fortzusetzen, konnten schon deshalb keinen Erfolg

haben, weil sich die Ideen der Programmverantwortlichen verändert hatten. Zudem waren diese Sendungen ja eindeutig und ganz auf Koenigs Person zugeschnitten, alle anderen Mitwirkenden waren so etwas wie Stichwortbringer. Bestimmte Anliegen, eben die Bemühungen, menschliches Verhalten in einer einfachen und natürlichen Weise zu erklären, sind mit der Einstellung der Sendung auch im wesentlichen an ihr Ende gekommen. Darüber können gelegentliche Diskussionsrunden von Wissenschaftlern, die einschlägige Forschungen betrieben, nicht hinwegtäuschen. Es waren diese Sendungen, die letztlich auf einem einheitlichen Schema aufbauten, durch ihre Verbindung von Tierkunde, Verhaltensforschung und Kulturethologie, Evolutionslehre eben doch einmalig. Wesentlich war einerseits die fachliche Dignität und Korrektheit, andererseits die spielerische Aufbereitung und allgemeinverständliche Darbietung.

d) Die klassischen Formen der Volksbildung, die in den ersten Jahren nach dem Krieg in der Tätigkeit Otto Koenigs eine besondere Rolle gespielt haben, sind gegenüber diese Bemühungen und Möglichkeiten doch immer deutlicher in den Hintergrund getreten. Die Kurse an den Volkshochschulen, vor allem in Wien-Ottakring (Volksheim), hörten nach und nach auf, einfach weil keine Zeit mehr dafür da war und weil andere Möglichkeiten der Weitergabe der Forschungsergebnisse zur Verfügung standen, aber auch deshalb, weil ein Publikumskontakt durch lange Zeit über die Biologische Station erreicht werden konnte. Bis dahin war es aber so, dass die Tätigkeit Otto Koenigs ganz stark von diesen Veranstaltungen bestimmt gewesen ist. Das Anliegen blieb aber unverändert. Es war doch eines der wesentlichsten Anliegen von Koenig, wobei er ja in einer Tradition stand, die auch durch seinen eigenen Vater – freilich nicht im Bereich der Naturwissenschaften – verkörpert wurde. Er war einfach so, dass er seine Kenntnisse weiter geben wollte, und zwar schon deshalb, weil er davon überzeugt war, dass diese Kenntnisse für das Leben und sein Verständnis von Bedeutung waren. Letztlich ging es ihm bei aller Tierkunde um die Erfassung des – naturwissenschaftlich bestimmten – Menschenbildes, sowie um „die Erziehung des Menschengeschlechtes“ zu einer bewussten und mit der Natur möglichst harmonischen Lebensform. Die Formen der Volksbildung haben sich geändert. Die nicht berufsbezogene Fort- und Weiterbildung hat sich zum Teil an die Universitäten verlagert, zum Teil beschränkt sie sich auf aktuelle Lebenshilfen, zu denen auch Sprachkurse, Leibesübungen (Gymnastik, u.a.) gehören, sie ist aber insgesamt gegenüber der beruflichen Bildung etwas zurückgetreten. Die entscheidenden Elemente in der nachschulischen Bildungsarbeit stellen fachliche Weiterbildungskurse dar. Diese sind notwendig geworden, weil die schulische Ausbildung eben nicht mehr für ein Leben reicht. So hat die seinerzeitige Volksbildung, aus der Koenig gekommen ist, deutlich an Wichtigkeit verloren – dementsprechend gibt es auch kaum entsprechenden Nachwuchs, wenn von Bildungsreisen und Naturwanderungen abgesehen wird.

e) Die Gesellschaft der Freunde des Wilhelminenbergés wurde zwar ursprünglich zu dem Zweck gegründet, der Biologischen Station finanzielle Mittel zur Verfügung zu stellen. In ihr fand dann aber das volksbildnerische Anliegen Otto Koenigs eine neue Betätigung. Es waren die Seminarabende, die sechs bis acht mal im Jahr stattfanden, und es waren die kürzeren wie längeren Fahrten, die auch ins Ausland führten, durch welche Koenig nicht nur sein Wissen weiter zu geben vermochte, sondern die auch Eindrücke im kulturgeschichtlichen, wie im naturkundlichen Bereich vermittelte. Kleine Veröffentlichungen, die den Mitgliedern gewissermaßen als Jahresgabe überreicht wurden, zeigten die Verbindung an, die Koenig zu denjenigen suchte, die der Gesellschaft angehörten. In den Jahren, in denen Koenig noch in seiner Station tätig war, hatte die Gesellschaft nicht nur einen beachtlichen wissenschaftlichen Beirat (Kuratorium), in dem sogar manch ein Nobelpreisträger saß, sondern auch über tausend Mitglieder. Die Zahl sank dann ab, hielt sich aber doch bei etwas mehr als 600 bis ans Lebensende von Koenig.

Noch lebt diese Gesellschaft, die nunmehr seit 1999 seinen Namen trägt. Ihrer Mitgliederzahl sinkt aber ständig. Noch kann sie ihr Programm im gewohnten Umfang, aber mit erheblich bescheideneren Teilnehmerzahlen fortführen. Die Jahresgaben gibt es aber nicht mehr. So ist die Verbindung zu den Mitgliedern, von denen der größte Teil schon ein erhebliches Alter aufweist, schwierig geworden. Und die Beschränkung der Gesellschaft auf die Unterstützung der Matrieier Gespräche ist ja auch nicht unbedingt etwa, das besonders publikumswirksam ist.

f) Wichtig war für Otto Koenig die „Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg“. Sie bestimmte er zum Rechtsträger aller Sammlungen und Einrichtungen, die aus seiner Arbeit erwachsen sind (was nicht sein persönliches Eigentum war und bleiben sollte). Die Ausrichtung der Mitglieder der Forschungsgemeinschaft, die im Wesentlichen dann auf die verschiedenen Stationen verteilt waren, war ihm ein wichtiges Anliegen, ohne dass das auf Dauer gelungen ist. Das zeigte sich schon in erheblichen Spannungen in den letzten Lebensjahren Koenigs, erst recht nach seinem Tode. Da ging es dann in der typischen Weise um die Bewältigung zweier Probleme:

- a) die Gewinnung von Profil nach dem „Übervater“ Koenig,
- b) um die Erhaltung der – bescheidener werdenden – Mittel, damit aber auch des Einflusses auf die gesamte Forschungspolitik der Gruppe.

Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten (Finanzierung durch zunehmende Projekte) die unterschiedlichen Arbeitsweisen, aber auch die oben angegebenen Probleme führten zu lange dauernden Differenzen, schließlich zum Bruch mit der Gesellschaft der Freunde und zum Verlust eines – kleineren – Teils der Mitglieder. Von dem Erbe Otto Koenigs ist in geistiger Hinsicht wohl nur mehr bei einem kleinen Teil der Mitglieder etwas zu verspüren. Die Abgrenzungstendenzen haben da ihre Wirkung gezeitigt.

g) Von entscheidender Bedeutung waren die Anregungen Koenigs im Bereich des Naturschutzes. Der Öffentlichkeit das Gefühl zu vermitteln, dass ernsthafte Bemühungen zur Erhaltung eines Naturraumes erforderlich und unabdingbar sind, war keineswegs immer populär. Es war die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg, in der man meinte, durch die Beherrschung der Technik den Menschen ein sorgenfreies und angenehmes Leben verschaffen zu können, wobei die Erhöhung des Lebensstandards von besonderer Wichtigkeit war. Das war angesichts der gerade vergangenen Hunger- und Notzeiten wohl verständlich, drohte aber doch die eigentlichen Lebensgrundlagen zu verschütten. Dagegen anzukämpfen, war Koenig ein wichtiges Anliegen, das dementsprechend immer wieder zu Konflikten führte, wollte man doch keineswegs immer sehen, was dem „Moloch“ Verkehr alles leichtfertig geopfert würde. Dabei erkannte Koenig rasch, dass es nicht darum gehen konnte, einzelne Exemplare seltener Pflanzen oder Tieren, bzw. kleine Standorte wie Mini-Reservate zu schützen, sondern dass es um eine umfassende Haltung der Natur gegenüber gehen müsse. Er war „grün“, lange bevor es eine politische Bewegung gab, die dieses Anliegen vertrat. Und er vertrat seine Anliegen auf der Basis eines soliden Wissens, nicht nur auf der bloßer Emotionalität, wemgleich mit großer Verve.

Allmählich sind diese Anliegen Koenigs zum Allgemeingut geworden. Die Berücksichtigung dieser Fragen hat von Wiener Baumschutzgesetz bis zu den Umweltverträglichkeitsprüfungen von der Schaffung von Nationalparks und Biosphärenparks bis zur Renaturierung von Landschaft wie Gewässern hohe Bedeutung erhalten und wirkt sich auch politisch aus, selbst wenn es immer noch genügend Gelegenheiten gibt, wo das unterlaufen wird. Damit ist ein Anliegen, für das Koenig gekämpft hat, beinahe Allgemeingut geworden und wird als wichtig für die Entwicklung des ganzen Landes angesehen.

h) Dabei sah Koenig deutlich, dass es einen völlig von menschlicher Beeinflussung freien Naturraum in Mitteleuropa – mindestens unter 2500 m Seehöhe – nicht mehr gibt. Zu lange ist schon die Kulturgeschichte vor sich gegangen, die stets auch eine Auseinandersetzung mit der Natur war. Land wurde gewonnen, genützt, verändert, Berge wurden ausgebeutet, Pflanzen wurden ausgerottet, erst recht Tiere, andere dafür angesiedelt. Es ist aber auch eindeutig, dass dort, wo die menschliche Beeinflussung nachlässt oder ganz aufhört, wieder ein selbst sich regulierender Lebensraum entsteht. Koenig brachte das für das Wort von der „Natur aus zweiter Hand“. Das haben ihm ideologisierte Naturschützer höchst übel genommen. Durch entsprechende Veröffentlichungen in Tageszeitungen kam es sogar zu einem aufgebauschten Konflikt zwischen Konrad Lorenz und ihm. Die von ihm angeregten Renaturierungsmaßnahmen haben aber ihre Bedeutung gezeigt. Und allmählich ist das Anliegen, das ihn bewegte, dass man dann, wenn man neue Flächen als Kulturland braucht, frühere Kulturlflächen wieder „der Natur überlässt“ und dafür auch die Voraussetzungen schafft (Beseitigung von Abfall, etc.), Allgemeingut geworden. Es geht gar nicht mehr anders. Naturschutz ist eben nicht das Bewachen einer Pflanze, sondern die Bereitstellung von Räumen, in denen Pflanzen oder Tiere leben können.

Natürlich kommt dabei bestimmten Landstrichen eine Schlüsselstellung zu, weil sie Biotop für seltene Tiere und/oder Pflanzen sind. Da ist eine Umwidmung zu vermeiden, manches aber kann wieder so gestaltet werden, dass der Eingriff des Menschen in die Landschaft unsichtbar wird – und sich daraufhin das Leben in natürlichen Zusammenhängen wieder entwickelt. Koenig war davon überzeugt, dass der Mensch solche „Reservate“ für sein Leben und seine Entwicklung braucht. Das ist als Anliegen lebendig geblieben, auch wenn die Formen und Inhalte weit über Koenig hinausgegangen sind.

i) Im Einzelnen versuchte Koenig, einzelne, ausgerottete oder gefährdete Tierarten wieder anzusiedeln oder zu retten. Das gelang mit höchst unterschiedlichem Erfolg. Die Wiederansiedlung der Biber ist – auch aus den östlichen Nachbarländern kommend – wohl als gelungen anzusehen, die Population scheint schon so groß zu sein, dass eine unmittelbare Gefährdung der Bestände nicht mehr gegeben sein dürfte. Das ist hingegen bei der Erhaltung der Großtrappe als Misserfolg auf der ganzen Linie zu sehen. Die Zahl der Großtrappen nimmt sowohl im Marchfeld, als auch im Seewinkel ständig ab und scheint in Österreich gegen null zu konvergieren.

Es sind das zwei Beispiele dafür, dass Koenig bemüht war, die Kontinuität der Fauna im Lande zu erhalten, weil und soweit sie eben konstitutiv für die jeweilige Region gewesen ist. Das war ein Teil seiner Naturschutzüberlegungen, die ansonsten durch lange Zeit rund um den Neusiedler See konzentriert waren, auch dort freilich mit unterschiedlichem Erfolg begleitet waren. Immerhin, eine Brücke über den See konnte er verhindern. Und die Errichtung des Nationalparks Seewinkel hat nachträglich seine Ansichten bestätigt.

j) Otto Koenig hat mehrere Bücher über den Neusiedler See geschrieben. Freilich war das nur ein kleiner Teil seiner Buchveröffentlichungen, zu denen eine noch erheblich größere Zahl an Aufsätzen in Zeitschriften und Periodica kam. Während die Bücher eher allgemein verständlich sind, zum Teil sogar sehr persönlich gehalten sind, finden sich unter den Zeitschriftenaufsätze alle Formen von streng wissenschaftlich bis zu sehr volkstümlich. Büchern ist gemeinsam, dass sie nach ihrem Erscheinen eine bestimmte Wirkung erzielen, die je nach Verkauf eine Weile anhält, dann aber – eines Tages sind sie alle verkauft – nach und nach in den Bücherschränken einzelner Familien oder Menschen verschwunden und damit aus der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit herausfallen. Und im 20. Jahrhundert, genauer gesagt an dessen zweiter Hälfte, geschah es doch selten genug, dass ein Buch eine zweite Auflage erlebte. Zu rasch änderten sich Geschmack, Interesse oder wissenschaftliche Erkenntnis. So sind auch Otto Koenigs Bücher, seien es die berührenden „Briefe aus dem Süden“, der persönliche „Weg ins Schilf“, der Reisebericht „Kif-Kif“, oder auch das „Buch vom Neusiedler See“ – um nur einige wenige zu nennen – aus der Öffentlichkeit verschwunden, werden freilich von denen, die Koenig kannten und schätzten, wohl noch gelesen und bilden zum Teil auch noch da und dort einmal etwas Material für eine ethnologische Seminararbeit. Zu Neuauflagen kommt es nicht – das steht auch zu erwarten. Freilich, dort wo man sich um eine Bearbeitung bemüht hat, wie beim Führer rund um den Neusiedler See verhinderten rechtliche Probleme eine solche Wiederbelebung. So hat auch er seinen Wert gehabt und ist Teil der zeitgebundenen Literatur über diesen See geworden.

Die wissenschaftlichen Arbeiten in Fachzeitschriften werden wohl noch längere Zeit zitiert werden – wieder von Wissenschaftlern, also einem kleinen Kreis von Fachleuten. Damit blieb ihr Wert erhalten, ihre Bedeutung beschränkt sich aber doch auf eine kleine Gruppe von Personen.

Habent sua fata libelli – aber nicht nur Schicksal, sondern auch ihre Zeit haben die Bücher, und damit auch die, die Otto Koenig geschrieben hat.

k) Das gibt wohl auch von den Büchern über die Tiroler Schützen, unter denen sich immerhin ein Standardwerk befindet, und über das Klaubauf-Laufen in Matrei, das auch nach und nach als historische Dokumentation einer bestimmten Entwicklungsstufe dieses lebendigen Brauches, der sich freilich seither weiter verändert hat, genommen werden muss.

Freilich, das Klaubauf-Laufen hat für Otto Koenig mehr Bedeutung erlangt, als bloß die Herausgabe zweier Bücher. Er hat nicht nur die Forschung darüber auf eine neue Grundlage gestellt, auch wenn die österreichische Volkskunde das bis heute nicht anzuerkennen bereit ist, sondern hat auch eine bereits seit längerem andauernde wissenschaftliche Bemühung in Form der Matreier Gespräche begonnen, die interdisziplinäre Arbeit auf kulturethnologischer Basis zum Inhalt haben.

Koenig konnte das Klaubauf-Laufen gerade an einem Punkt beobachten und beschreiben, bzw. im Bild dokumentieren, an dem es entscheidende Veränderungen erfahren hat. Von einem Brauch, der in den Häusern **und** auf den Gassen angesiedelt war, ist es zu einem solchen geworden, der so doch vorwiegend nur mehr auf den Gassen seinen Platz hat. Und die immer deutlichere allmähliche Lösung von den Wurzeln, einem saekularisierten Nikolaus-Spiel kann man ebenso erkennen, wie die künstlerische Formung der Masken, die nun einer technisierten Ausstattung jener Platz macht, die als solche Krampusse unterwegs sind.

Es ist Koenigs Verdienst, diese Situationen gezeigt, beschrieben und analysiert zu haben, damit aber „den Mattinger“ selbst einen gewissen Schlüssel für ihr Selbstverständnis an die Hand gegeben zu haben, an dem sie heute noch als Problem, wie sie es festhalten können, zu arbeiten haben.

l) Dort kam die außerordentliche Fähigkeit Otto Koenigs zum Filmen zum Tragen, die er schon in seiner Schulzeit entdeckt und dann systematisch weiter entwickelt hat. Viele Filme, die volkskundliche, zoologische oder allgemein naturkundliche Themen behandeln, sind von ihm gestaltet worden, teils allein, später mit einer Mannschaft. Dabei hat er nicht nur seine Veranstaltungen damit bereichern können, sondern auch für umfassende wissenschaftliche Dokumentationen und Sammlungen wichtige Beiträge geliefert. Aber gerade diese Arbeiten sind durch die Weiterentwicklung der Technik in besonderem Maße betroffen. Schwarz-Weiß geht heute fast nichts mehr und in den Dokumentationen hat die digitale Technik den alten Film längst abgelöst. Andererseits ist manches, das Koenig gefilmt oder auch photographiert hat, in der damals gegebenen Form und Weise nicht mehr vorhanden. Dabei sind gerade diese Filme, auch wenn sie aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit weithin verschwunden sind, nach wie vor von erheblichem Wert. Die Schwierigkeit, sie zu bekommen, die Probleme der Präsentation und die doch zeitgebundenen Formen, in denen sie sich darbieten (nicht nur von der Technik, sondern auch von den Aufnahmen), erschweren freilich den Zugang zu ihnen in hohem Maße. Dazu kommen äußerliche Faktoren, die von Koenigs Werk ganz unabhängig sind, wie die Schließung der Bundesstaatlichen Hauptstelle für den Bildungsfilm in Wien, für die er öfter gearbeitet hat, deren Bestände seither nur ganz schwer erreichbar sind.

m) Wenn man nun aber von diesen Dokumenten seines Lebens absieht, so sind es doch drei Anliegen gewesen, die Koenig vertreten hat. Es war – wie schon erwähnt – der Naturschutz im umfassenden und kritischen Sinne, weiters die vergleichende Verhaltensforschung, zu der ihn Heinroth und Lorenz gebracht haben, die er aber ein Stück weit selbständig weiter geführt hat, und es war dann die Kulturethologie, die etwa in den Matreier Gesprächen ein Zuhause gefunden hat. Und über diese beiden Anliegen, ihre Bedeutung und den Anteil, den Koenig daran hatte, wird abschließend noch das eine oder andere zu sagen sein.

Die vergleichende Verhaltensforschung unternimmt es, auf evolutionstheoretischer Grundlage etwas von dem Verhalten der Lebewesen, insbesondere der höheren Wirbeltiere zu erkennen und dieses in seinen Motiven wie Folgen, aber auch Entwicklungen darzustellen. Das führt einerseits Bemühungen weiter, die sich bereits in Brehms Tierleben als Beschreibung des Verhaltens finden, nimmt aber andererseits Beobachtungen auf, die man in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter der Überschrift „Tierpsychologie“ zu beschreiben versucht hat. Aus der Beschreibung des Verhaltens sollte so etwas wie die geistige Entwicklung der jeweiligen Tierart und ihre Stellung in größeren Zusammenhängen erkennbar gemacht werden. Das war ein verheißungsvoller und ertragreicher Forschungsansatz, der methodologisch wie inhaltlich einen gewaltigen Erkenntnisgewinn gebracht hat. Und Koenig konnte durch seine Beobachtungen wesentliche Mosaiksteine zu diesem Fortschritt beisteuern, aber auch durch Bildmaterial unter Beweis stellen. Da liegen ganz erhebliche Verdienste seiner Arbeit. Es ist aber doch so, dass sich diese Forschungsrichtung als derart erfolgreich erwiesen hat, dass sie von der allgemeinen Zoologie als wesentlicher Faktor der Arbeit erkannt und integriert wurde. Es ist heute die Zoologie eben keineswegs nur mehr als Untersuchung der einzelnen Individuen, möglichst bloß auf rein morphologischer Basis möglich, sondern stets nur als umfassende Beschreibung des Seins, des Wesens und des Lebens, und zwar nicht nur isoliert, sondern in der Umgebung, in der sich das ereignet. Und damit verliert die Vergleichende Verhaltensforschung, beschränkt auf die Tierwelt als selbständige Wissenschaft an Bedeutung.

Das bedeutet aber, dass sie immer stärker den Menschen in ihre Überlegungen einzubeziehen hat, und das unter durchaus nicht immer fördernden Umständen. Die dabei vor sich gehenden

Aufspaltungen und Vertiefungen zerreißen das Ganze und nähern Teile dieser Wissenschaft der Anthropologie an, ohne dass immer die Beziehungen zu den anderen Formen der anthropologischen Wissenschaften wirklich gesucht und hergestellt werden. Außerdem erscheint eine Vermehrung des Beobachtungsmaterials nur mehr in quantitativer, kaum aber mehr in qualitativer Hinsicht von Bedeutung.

So hat die Verhaltensforschung in dem Sinne, wie sie Lorenz und auch Koenig betrieben haben, wohl ihre wichtigste Zeit gehabt, neue Forschungen bauen auf ihren Erkenntnissen wohl auf, führen aber – auch methodisch – darüber hinaus. Das ist zwar das Schicksal jedes wissenschaftlich Tätigen, führt aber bei einem derartigen Paradigmenwechsel in der eigenen Wissenschaft doch zu einer Minderung der Bedeutung, die noch dadurch im Falle der Verhaltensforschung verstärkt wird, dass manche Äußerungen, die in der Entdeckerfreude gemacht wurden, über die wissenschaftlich gebotenen Grenzen hinausführten und unkritisch Beobachtungen in einem bestimmten Ausschnitt auf anderes, etwa auch auf den Menschen übertrugen. Die Biologie des Menschen ist eben doch nicht nur einfach erklärbar, das haben die neueren Forschungen gerade im Bereich der Verhaltensforschung gezeigt. Die älteren Aussagen haben daher manche Kritik über sich ergehen lassen müssen. Das ändert nichts an der Position, die Otto Koenig in dieser Wissenschaft eingenommen hat und in der ihm sein Platz erhalten bleiben wird, auch wenn an sich nunmehr an manchem seiner Dicta reibt oder sie mit Krampf – als politisch nicht korrekt – zu verunglimpfen sucht.

n) Anders ist es mit der Kulturethologie. Stand Koenig in der Ethologie in einem breiten Strom der Forschung, der auch anerkannt wurde, so hat er sich mit der Kulturethologie auf ein Gebiet begeben, auf das ihm nur wenige folgten. Sicher, das, was er da formulierte, findet sich zum Teil bereits vor ihm – in einer anderen Diktion – bei anderen Verhaltensforschern und Biologen, er hat es aber methodisiert und wissenschaftlich zu definieren versucht. Es ist ein Stück weit der Versuch, naturwissenschaftliche Erkenntnisse auf kulturelle Phänomene zu übertragen und diese damit zu deuten. Dabei meint man, dass bestimmte Verlaufsformen Gesetzen und Regeln gehorchen, die natürlich vorgegeben sind und von Menschen – oder menschlichen Vereinigungen – mehr oder weniger unbewusst in der Gestaltung von Phänomenen der sogenannten materiellen Kultur angewendet werden. Dabei können bestimmte Gesetzmäßigkeiten definiert werden, wie das Beibehalten von Formen unter gleichzeitigem Funktionsverlust, die Spannung zwischen Luxurierung und Zweckmäßigkeit, u.a.m., wie dies in den evolutionären Entwicklungen auch im Tierreich erkannt und beschrieben werden kann.

In der Tat waren die heuristischen Gewinne dieser Überlegungen bei einzelnen Themen, die Koenig bearbeitet hat, durchaus ansehnlich und haben weit über die unmittelbare Forschung hinaus Bedeutung erlangt, wie etwa seine Untersuchungen über das Auge als Motiv und Form, oder jene über die Entwicklung der Uniformen in den neuzeitlichen Heeren.

Nur wenige haben aber auf seinen Untersuchungen aufgebaut und diese zu vertiefen versucht. Und nur wenige haben wirklich in ähnlich luzider Form andere Entwicklungen zu beschreiben vermocht. Dabei fällt auf, dass es doch vor allem Phänomene der äußerlichen Kultur sind, die sich dieser Form der Erklärung als zugänglich erweisen.

Die Übertragung der Methode auf Bereiche der unmittelbaren geistigen Entwicklung ist hingegen nicht immer mit der erforderlichen Stringenz gelungen. Da scheint es so zu sein, als ob die wirksamen Faktoren doch erheblich vielfältiger sind, als dass sie sich in einer einfachen und eher doch linearen Weise erfassen ließen. Es scheint auch so zu sein, dass es tatsächlich der Fähigkeiten zur Zusammenschau bedarf, um die Methodik der Kulturethologie erfolgreich und sinnvoll anzuwenden, wobei umfassendes Wissen – nicht nur auf einem Fachgebiet – mit der Fähigkeit zur Generalisierung zusammentreffen müssen. Und darin liegt sicherlich auch eine Gefahr, die bei Dilettantismus die Methode infrage zu stellen vermöchte.

Dazu kommt, dass die neuere Forschungsrichtung der Soziobiologie, die beinahe ausschließlich mit einseitigen Kausalitäten das Verhalten und die Tätigkeit des Menschen, und zwar auch seine Innovationen zu erklären versucht, angesichts der scheinbaren Einsichtigkeit ihrer Methoden und Ergebnisse immer mehr an Gewicht gewonnen hat. Da ist eine rein naturwissenschaftlich argumentierende und die evolutionären Entwicklungen monokausal auswertende Forschung am Werk, die den Vorteil einer angeblichen Stringenz hat.

So ist die Kulturethologie in eine Auseinandersetzung an mehreren Fronten verwickelt und es wird davon abhängen, ob und wie sie sich weiter entwickelt, wie weit es gelingt, geistige Zusammenhänge

und Vorgänge zureichend zu erklären. Dazu bedürfte es aber einer weiteren Verbreitung. Matri ist dafür doch etwas zu klein und zu wenig ergiebig. Das mindert nicht die Bedeutung der dort erfolgenden Arbeit, es zeigt sich aber, dass die Basis doch nicht breit genug ist, zumal einzelne Beiträge nicht unbedingt auf kulturethologische Theorien abgestellt sind, sondern diese variierend und als Anregung benutzend andere Methoden zum Einsatz bringen. Immerhin, die Kulturethologie wird in einem gewissen Zusammenhang auch in der nächsten Zeit nicht verschwinden. Koenigs Bedeutung wird also an dieser Stelle bleiben, auch wenn es keineswegs immer gelingt, diese Forschungen populär darzustellen.

So kann etwa ein knappes Resümee gezogen werden. Koenigs Anliegen erwiesen sich in vielfacher Hinsicht als anregend und bedeutsam, vieles hat sich weiter entwickelt und ist über das, was er getan hat oder auch tun könnte hinaus gekommen, anderes hat sich genau in seinem Sinne entwickelt, ohne dass freilich sein Name noch (immer) genannt wird. Und wissenschaftlich bildet seine Arbeit die Basis für manches, das sich in der nächsten Zeit neu formieren wird müssen – oder aber wie manches anderes auch durch neue Fragestellungen und neue Antworten ersetzt werden wird. Das was hier nicht erwähnt wurde, ist der persönliche Eindruck, den Otto Koenig auf viele Menschen gemacht hat, die er in ihren Lebensentscheidungen oder in ihrer Lebensgestaltung beeinflusst, und zwar oft in entscheidender Weise, hat. Aber das war ja nicht das Thema dieser Überlegungen.



## **Kulturethologie – Fragen, Aussagen und Antworten (ein Bruchstück)**

### Grundlegendes

„Kulturethologie“ ist „eine spezielle Arbeitsrichtung der allgemeinen Vergleichenden Verhaltensforschung (Ethologie), die sich mit den ideellen und materiellen Produkten (Kultur) des Menschen, deren Entwicklung, ökologischer Bedingtheit und ihrer Abhängigkeit von angeborenen Verhaltensweisen sowie mit entsprechenden Erscheinungen bei Tieren vergleichend befasst“ (König, O. 1970, 17)

Zu den Forschungsfeldern der Kulturethologie zählen demnach jedenfalls die durch folgende fünf Fragen umrissenen Bereiche:

1) Wodurch sind Abläufe in Kulturen strukturell bestimmt?

Es geht in diesem Zusammenhang um elementare Verlaufsformen der Kulturentwicklung, um strukturelle Universalien der Kulturgeschichte.

2) Wodurch sind Kulturen inhaltlich bestimmt? (Grundlegende Antriebskräfte der Kulturellen Entwicklungen)

Diese Fragen zielt auf die inhaltlichen Universalien der Kultur (z.B. Nahrungserwerb, Liebe, Freundschaft, Solidarität, Religion, Aggression, Krankheit, Tod).

3) In welcher Weise wirken sich Verhaltensdispositionen auf die Entwicklung der Kultur aus?

Das Thema an dieser Stelle sind die Grundlagen der individuellen und regionalen Varianz der Kulturen in Abhängigkeit von den inhaltlichen Universalien (z.B. Varianz von Religiosität).

4) Welche ökologischen Rahmenbedingungen sind allgemeineschichtlich und individualgeschichtlich zur Entwicklung kultureller Phänomene erforderlich?

Man könnte diesen Teilbereich der Kulturethologie auch Kulturökologie nennen (z.B. unter welchen ökologischen Bedingungen konnte sich „Kunst“ entwickeln? Unter welchen Bedingungen entwickeln sich individuelle technische oder künstliche Interessen?).

5) Welche Rückwirkungen werden durch kulturelle Entwicklungen auf die genetischen Dispositionen und auf die biologische Evolution ausgeübt?

In Fortsetzung der vierten Frage geht es nunmehr um Wechselwirkungsprozesse zwischen Kultur und Natur (z.B. Dämpfung bzw. Akzentuierung bestimmter genetischer Vorgaben; „züchterische“ und gentechnische Eingriffsmöglichkeiten).

## Fragen und Lösungsmöglichkeiten

Zu Frage 1:

Wodurch sind Abläufe in Kulturen strukturell bestimmt?

(Verlaufsformen kultureller Entwicklungen)

A. Strukturelle Vergleichbarkeit der biologischen und der kulturellen Evolution

(Hypothetische Anwendung von Verlaufsformen der biologischen Evolution auf die kulturelle Evolution)

1. Generelle (durchgängig auffindbar) Verlaufsformen

1. Variation und Selektion

Fragestellung: Lassen sich bei kulturellen Phänomenen Variation und Selektion beobachten?

Wenn ja, auf welche Eigenschaften der betreffenden Phänomene bezieht sich die Variation und Selektion?

Dazu Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Der Variation und Selektion sind belegbar (z.B. Wandlung kultureller Phänomene; offensichtliche Verdrängung und Ablösung bestimmter materieller und ideeller kultureller Phänomene durch andere).

Hypothese b: Die auf „Variation und Selektion“ beruhenden Verdrängungsprozesse lassen sich als Wettbewerb deuten.

Hypothese c: Der Selektion bezieht sich auf die Durchsetzung durch den Nutzer, d.h. auf die Passung des Kulturphänomens auf die funktionalen, ökonomischen, sozialen, ästhetischen und sonstigen Ansprüche des Nutzers.

2. Spezielle Varianten

2.1. Varianten der Form

2.1.1. Merkmals-, phasen- und gebrauchsspezifische Varianten

Fragestellung: Welche Einzelmerkmale eines gegebenen merkmalkomplexes (z.B. eines Gewandes, eines Gerätes, eines Textes, eines Verhaltens) variieren in welchem Tempo?

Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Akzidentelle („zufällige“) Merkmale variieren stärker und schneller als substantielle („funktionswesentliche“, „notwendige“) Merkmale (z.B. relative Konstanz

morphologischer Merkmale, stärkere Varianz der Garbe, des Umfeldes u.s.w.).

Hypothese b: In Phasen nach „Schlüsselentdeckungen“ sind nach Häufigkeit und Umfang besonders starke Variationen der Einzelmerkmale zu erwarten (z.B. nach Erfindung des Füllers relativ breites Versuchsspektrum zur Anwendung dieser Erfindung).

Hypothese c: Je geringer die Gebrauchsfrequenz, desto geringer die Varianz (vgl. Alltagskleidung – Hochzeitskleid).

2.1.2. Luxurierungsvarianz (vgl. dazu auch 2.2.1. und 2.2.2.)

Fragestellung: Bei welchen Merkmalen sind Luxurierungen (durch Material-, Dekor-, Form- und Funktionsveränderungen) zu beobachten?

Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Luxurierungen sind mutmaßlich bei allen von Menschen genutzten Gegenständen zu erwarten (z.B. aus Gründen der Ästhetik, der Kommunikation, der Bequemlichkeit)

Hypothese b: Luxurierungen sind bei jeweils jüngeren Merkmalen häufiger zu beobachten als bei älteren Merkmalen.

### 2.1.3. Abbau nicht-wahrgenommener Merkmale

Fragestellung: Welche Rolle spielen nicht unmittelbar wahrnehmbare Merkmale?

Hypothese: Unmittelbar nicht wahrnehmbare Merkmale eines kulturellen Phänomens werden in Gestalt, Ausprägung und Materialausführung vernachlässigt und gehen im Extremfall verloren.

### 2.1.4. Entwicklung neuer Formtypen

Frage: Welche typenspezifischen Folgen hat die Merkmalsdifferenzierung eines identischen Ausgangsobjektes?

Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Durch Ausdifferenzierung eines identischen Ausgangsobjektes bzw. Merkmalskomplexes erfolgt eine Aufspaltung in Typen (biologisch: Bildung neuer Spezies, Abnahme des Verwandtschaftsgrades durch vertikalen und horizontalen Abstand im Merkmalschema; mathematisch: Verfeinerung der Äquivalenzrelation, Verlassen von Äquivalenzklassen).

Hypothese b: Die Ausdifferenzierung kann Grade annehmen, dass die gemeinsame Herkunft der jeweiligen Endtypen nicht mehr unmittelbar erkennbar ist (Die Schnittmenge der gemeinsamen, die Struktur des jeweiligen kulturellen Phänomens bestimmenden Informationen nimmt mit dem vertikalen und horizontalen Abstand im Merkmalschema ab).

### 2.1.5. Weiterentwicklung unter Nutzung und Modifizierung der vorhandenen Bauelemente (Beispiel für Relative Angepasstheit) (vgl. 2.2.5.)

Fragestellung: Lässt sich bei kulturellen Phänomenen im geschichtlichen Zeitablauf eine sukzessive Anreicherung mit vorteilhaften Merkmalen bzw. Konstruktionen feststellen?

Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Auch die Entwicklung kultureller Phänomene beginnt in der Regel auf der Ebene geringer typen- bzw. merkmalspezifischer Differenzierung.

Hypothese b: Das Verfahren der sukzessiven Anreicherung mit vorteilhaften Merkmalen führt dazu, dass in der Regel erst nach mehreren Schritten (durch Versuch-Irrtum-Lernen) – unter schließlicher Modifizierung des gesamten Objektes, mindestens der unmittelbar benachbarten Merkmale – eine Integration des neuen Merkmals erfolgt.

## 2.2. Varianten in der Funktion

### 2.2.1. Einschränkung des Verwendbarkeitsspektrums bei Luxurierungen (vgl. 2.1.2)

Fragestellung: Welche Veränderungen ergeben sich hinsichtlich des Verwendbarkeitsspektrums bei „luxurierten“ kulturellen Phänomenen?

Hypothese: Durch Luxurierungen wird der Anwendungsbereich des betreffenden kulturellen Phänomens eingeschränkt (vgl. luxurierte Schreibfedern).

### 2.2.2. Funktionsverlust bei Luxurierungen (vgl. 2.1.2)

Fragestellung: Welche Folgen können sich bei Luxurierungen hinsichtlich der Funktionstüchtigkeit einstellen?

Hypothese: Bei akzidentellen (zufälligen) Merkmalen kann sich durch fortschreitende Luxurierung ein Verlust der ursprünglichen Funktion des betreffenden Merkmals einstellen.

### 2.2.3. Höherdifferenzierung (auf der Grundlage bloß relativer Angepasstheit)

Fragestellung: Sind Entwicklungstendenzen im Sinne einer Optimierung der kulturellen Phänomene beobachtbar?

Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Die Entwicklung verläuft tendenziell in Richtung auf eine „kostengünstige“ und durch den Bedürfniskanon des Menschen (vgl. Aspekte der Ästhetik, der Bequemlichkeit u.s.w.) limitierte Effizienzsteigerung.

Hypothese b: Die Entwicklung verläuft unstetig.

### 2.2.4. Funktionsverlust und Reliktbildung

Fragestellung: Welche Rolle spielen funktionslos gewordene Merkmale?

Lösungsmöglichkeiten:

Hypothese a: Funktionslos gewordene, aber unmittelbar wahrnehmbare Merkmale eines Objektes tendieren zu Rückbildungen und werden z. T. als bloße Relikte beibehalten.

Hypothese b: Bei längerfristig beibehaltenen „Relikten“ (d.h. bei Merkmalen, die ihre primäre Funktion offenkundig verloren haben), liegen mutmaßlich verborgene bzw. sekundäre Funktionen vor.

### 2.2.5. Typen- und konstruktionstechnische Konsequenzen der sukzessiven Anreicherung mit vorteilhaften Merkmalen bzw. Konstruktionen (vgl. 2.1.5)

Fragestellung: Welche Konsequenzen ergeben sich aus der sukzessiven Anreicherung mit vorteilhaften Merkmalen bzw. Konstruktionen?

Hypothese: Die sukzessive Anreicherung eines kulturellen Phänomens mit vorteilhaften Merkmalen bzw. Konstruktionen führt in der Regel zur Erweiterung und zur Optimierung der Anwendbarkeit des betreffenden Objektes.

## II. Spezielle Verlaufsformen (mit geringerer Häufigkeit auftretende Verlaufsformen)

1. Kombination und Integration verschiedener Entwicklungsstränge (Prozessbedingte Veränderungen)

Fragestellung: Gibt es kulturelle Phänomene, in denen bislang getrennt verlaufene Traditionsströme zusammenfließen? Wenn ja, welche Konsequenzen haben solche Zusammenschlüsse?

Hypothese: Objekte, in denen bislang getrennt verlaufene Traditionslinien zusammengeführt (kombiniert) werden, stellen häufiger, als dies bei bloß linearer Detailverbesserung der Fall ist, einen Entwicklungssprung (Schlüsselentdeckungen, Phasensprung) dar (vgl. elektronischer Rechner; Stahlbeton; mit Pipette verbundener Füller; Lichtbild als Produkt u.a. zeichnerischer Fähigkeiten und elektrotechnischer Kenntnisse).

2. „Sprunghafter“ Rückgriff auf ältere Stufen der Entwicklung (Prozessbedingte Veränderungen)

Fragestellung: Gibt es in der Entwicklung der betreffenden kulturellen Phänomene Formen des Rückgriffs auf ältere Entwicklungsstufen? Wenn ja, welche Auswirkungen hat ein solcher Rückgriff?

Hypothese: Durch solche Rückgriffe wird die Varianz der Typen vergrößert, die Kombinationsmöglichkeiten verschiedener Entwicklungsstränge erhöhen sich.

### 3. Funktionswandel des Gesamtobjektes

Fragestellung: Treten Funktionsveränderungen auf, die nicht nur einzelne Merkmale, sondern das gesamte Phänomen betreffen? Wenn ja, welche Auswirkungen hat eine solche Funktionsveränderung?

Hypothese: Diese Funktionsveränderungen entsprechen der polyfunktionalen Nutzung von Werkzeugen einfachen und mittleren Differenzierungsgrades.

## **B. Mutmaßliche kulturspezifische Verlaufsformen**

### **I. Generelle (durchgängig beobachtbare) Verlaufsformen der Kulturentwicklung**

#### 1. Größeres Entwicklungstempo

Hypothese: Das Entwicklungstempo kultureller Phänomene ist in der Regel deutlich höher als das biologischer Objekte und wächst ständig.

#### 2. Höheres Maß an Kombinierbarkeit

Hypothese: Das Maß der Kombinierbarkeit unterschiedlicher und bislang weitgehend isoliert verlaufener Traditionsstränge kultureller Phänomene ist mutmaßlich höher als das Maß der Kombinierbarkeit biologischer Phänomene (vgl. „Artgrenzen“)

### **II. Spezielle Verlaufsformen der Kulturentwicklung**

#### 1. Kulturspezifische Vorteilssicherung

Im kulturellen Bereich sind zusätzliche Vorteilssicherungen durch machtpolitische Maßnahmen, neuerdings auch durch Patentierungen (vgl. Urheberrecht) und sonstige rechtliche Maßnahmen (z.B. Erbrecht) möglich.

#### 2. Induzierung von Wertzuwachs

Der Wertzuwachs eines kulturellen Objektes oder die Exklusivität eines Verhaltens kann durch llierte Auflagen (Sammlungsstücke: z.B. Münzen) oder durch Verbot der Nachahmung (z.B. historische musikalische Aufführungsrechte des Vatikans) erhöht werden.

#### 3. Wandlungsverzögerung (Wandlungsstopp: Koenig, O. 1975, 159).

Eine Wandlungsstopp, mindestens aber eine deutliche Verlangsamung des Wandlungstempos ist häufiger zu beobachten, wenn Kulturgüter oder eine Menschengruppe „aus ihrem ursprünglichen Heimatgebiet in fremde Räume“ transferiert werden (a.a.O.). Dieser Wandlungsstopp könnte mit der Sorge um den Verlust der Identität in der andersartigen Umgebung bzw. mit dem Wunsch nach Erhaltung eines übernommenen fremdländischen Kulturgutes erklärt werden. (Sprachformen in isolierten Minderheiten)

### **III. Bereichsspezifische, nur in bestimmten Ausschnitten der Kultur beobachtbare Verlaufsformen der Kulturentwicklung**

#### 1. Beibehaltung von Signalen auch bei Verlust des Signalträgers

Kulturelle Signale können in einer Weise ritualisiert werden, dass sie auch bei Verlust des ursprünglichen Signalträgers nicht verloren gehen, sondern auf andere Signalträger überspringen (z.B. die ursprünglich funktionsbedingte Faltung der seitlichen Gewandteile der Diakone wird nach Verlust der Seitenteile des Gewandes zur funktionslosen, nur noch kommunikativen Zwecken dienenden Faltung des Rückenteiles).

#### 2. Schwund von Innenstrukturen (Koenig, O. 1975, 156).

Unter bestimmten Rahmenbedingungen, z.B. bei der Zusammenfügung von Teilfiguren zu einem größeren Gebilde, kann die durch die Einzelteile bestimmte Innenstruktur verloren gehen und nur noch die Außenform erhalten bleiben (Renaissancegiebel mit integrierten Miribotas zu „sinnentleert welligen Dachkonturen“ des 18. Jhds.: a.a.O., 157).

### 3. Heraushebung der Innenstruktur bei Verlust der Gesamtform

(Koenig, O. 1975, 156).

In gewisser Weise gegenläufig zur Regel 7 können ornamentale Formen auch dadurch entstehen, dass nicht mehr die Außenstrukturen einer Darstellung, sondern nur noch die zentralen Verlaufslinien beibehalten werden (z.B. Entwicklung des Hakenkreuzes aus den vier Miribotas des Vierpasses: a.a.O., 303).

### 4. Tendenz zur Lateralsymmetrie (Koenig, O. 1970, 217).

Vermutlich wegen der positiven Reaktion des Menschen auf Lateralsymmetrien tendieren insbesondere ornamentale Formen zur Ausbildung von Lateralsymmetrien (z.B.: links entstandene Schulterklappe hat alsbald ein rechtes Pendant: die seitlich entstandene Hutkokarde rückt in die Mitte: a.a.O., 217).

.....

.....

.....

(Fragment für eine Diskussion über Kulturethologie in Matrei)

# Erinnerungen an Otto und Lilli Koenig (Fotographien)

## Inhaltsverzeichnis der Bilder

- 1) Otto Koenig, 2 1/2 Jahre alt, mit seinen Eltern Mathilde und Otto.  
(Archiv Schmied)
- 2) Otto Koenig 1938 im Schilf des Neusiedlersees. - (Archiv Schmied)
- 3) 1941 als Obergefreiter in Russland. Die Leica war unentbehrlicher Begleiter.  
(Archiv Schmied)
- 4) In Briefen an seine Frau verwendetes Löffler-Logo  
für ein künftiges wissenschaftliches Institut. (Archiv Schmied)
- 5) Baracke 3 – Sekretariat und Vortragsraum  
der Biologischen Station Wilhelminenberg 1946 (Archiv Schmied)
- 6) Otto und Lilli Koenig 1947 vor ihrer Baracke am Wilhelminenberg.  
(Archiv Schmied)
- 7) Otto Koenig und Mitarbeiter 1948 in der Freilichtschule. - (Archiv Schmied)
- 8) Otto Koenig 1953 mit Reportern in seinem  
Arbeitszimmer am Wilhelminenberg. - (Foto Usis, Nagl).
- 9) Lilli Koenig 1947 mit Silberreihler vor ihrer Baracke. - (Archiv Schmied)
- 10) Lilli Koenig mit handaufgezogenem Turmfalken „Ilo“ 1947. - (Archiv Schmied)
- 11) Lehrer Konrad Lorenz mit Schüler Otto Koenig. - (Archiv Schmied)
- 12) Karikatur, ca. 1965. Otto Koenig im Fernsehen mit Vizekanzler  
Bruno Pittermann, der die Biologische Station  
durch eine Subvention rettete. (Archiv Schmied)
- 13) Otto und Lilli Koenig auf einem umgestürzten Baum am Rande  
des Institutsgeländes 1971. (Archiv Schmied)
- 14) Otto Koenig fährt in einem Einbaum, Türkei 1972. - (Archiv Schmied)
- 15) Otto Koenig als ewiger Mahner.  
(Foto Kurier 1972)
- 16) 1987 mit Großtrappen im Institutsgelände. - (Archiv Schmied)
- 17) Lilli Koenig im September 1973 (Foto O. Koenig).
- 18) Otto Koenig im Oktober 1991 (Foto L. Koenig)- (Archiv Schmied)
- 19) Otto Koenig kurz vor seinem Tod am 5.12.1992 - (Archiv Schmied)
- 20) Otto Koenig erhält im November 1992 das  
Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Niederösterreich  
(Foto E. Kohl).





1

Otto Koenig, 2 1/2 Jahre alt, mit seinen Eltern  
Mathilde und Otto.

*(Archiv Schmied)*





2

Otto Koenig 1938 im Schilf des Neusiedlersees.  
*(Archiv Schmied)*





3

1941 als Obergefreiter in Russland.  
Die Leica war unentbehrlicher Begleiter.  
*(Archiv Schmied)*





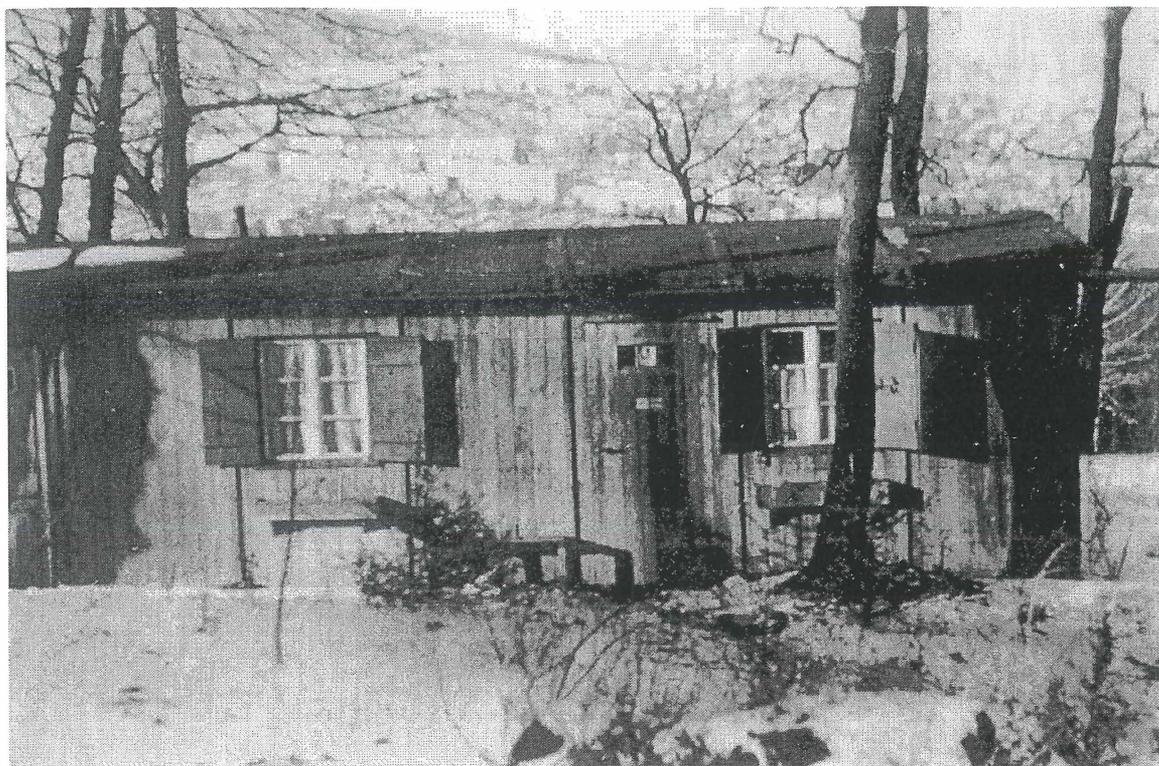
R

4

In Briefen an seine Frau verwendetes Löffler-Logo  
für ein künftiges wissenschaftliches Institut.

*(Archiv Schmied)*





5

Baracke 3 – Sekretariat und Vortragsraum  
der Biologischen Station Wilhelminenberg 1946  
*(Archiv Schmied)*





6

Otto und Lilli Koenig 1947 vor Ihrer Baracke am Wilhelminenberg.  
*(Archiv Schmied)*

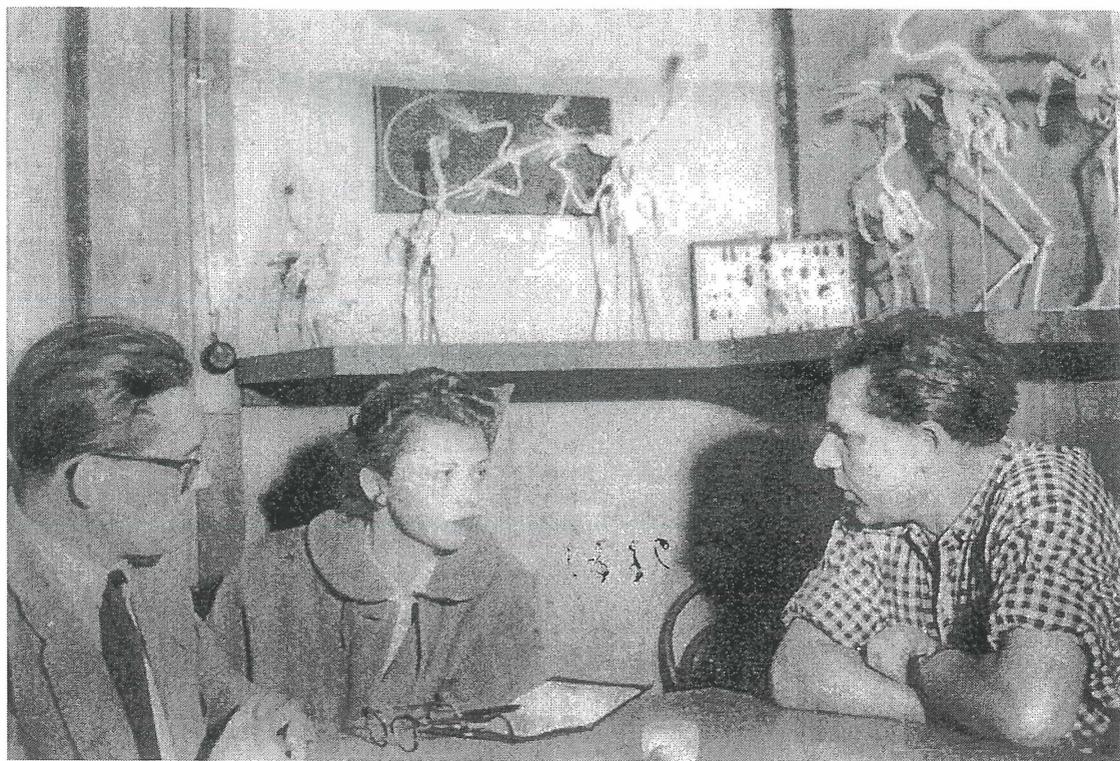




7

Otto Koenig und Mitarbeiter 1948 in der Freilichtschule.  
*(Archiv Schmied)*





8

Otto Koenig 1953 mit Reportern in seinem Arbeitszimmer am  
Wilhelminenberg. (Foto Usis, Nagl).





9

Lilli Koenig 1947 mit Silberreihher vor Ihrer Baracke.  
*(Archiv Schmied)*

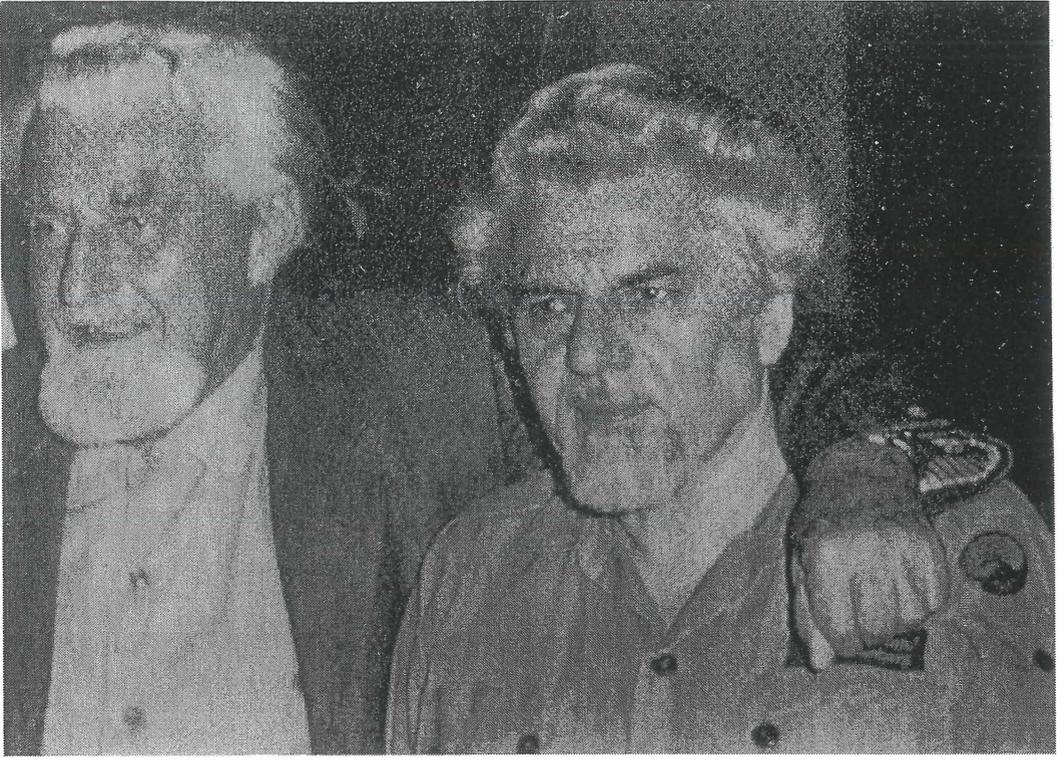




10

Lilli Koenig mit handaufgezogenem Turmfalken „Ilo“ 1947.  
*(Archiv Schmied)*





11

Lehrer Konrad Lorenz mit Schüler Otto Koenig.  
*(Archiv Schmied)*





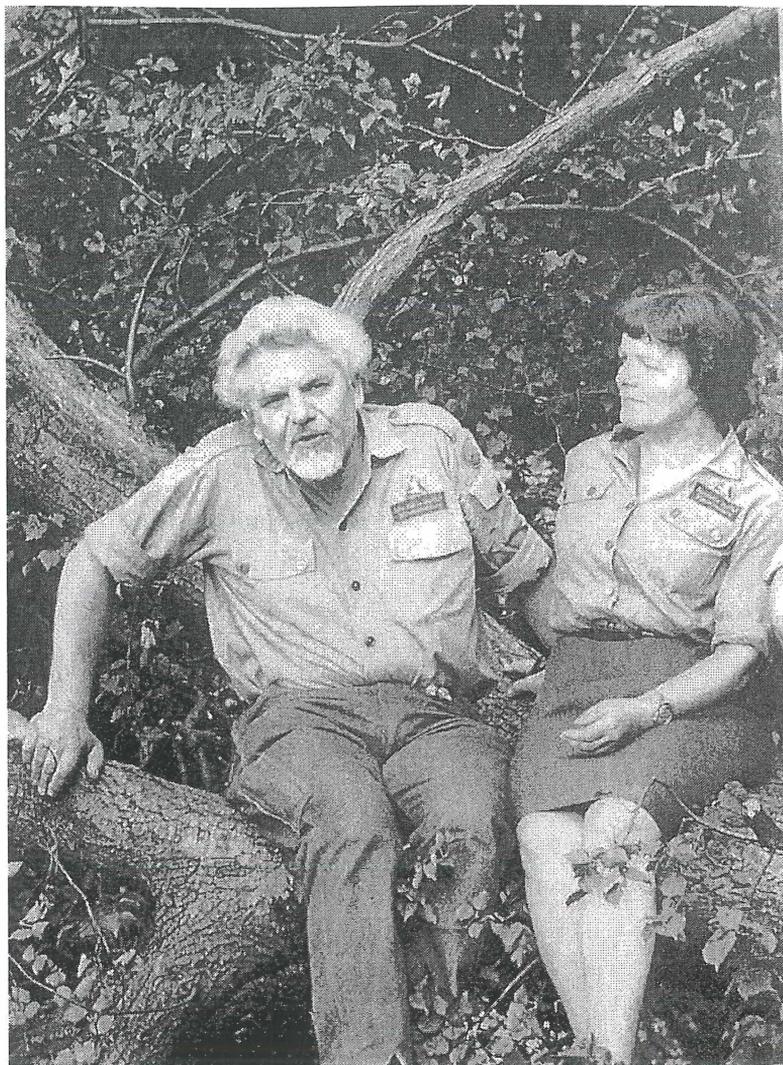
12

Karikatur, ca. 1965.

Otto Koenig im Fernsehen mit Vizekanzler Bruno Pittermann, der die Biologische Station durch eine Subvention rettete.

(Archiv Schmied)





13

Otto und Lilli Koenig auf einem umgestürzten Baum  
am Rande des Institutsgeländes 1971.

*(Archiv Schmied)*





14

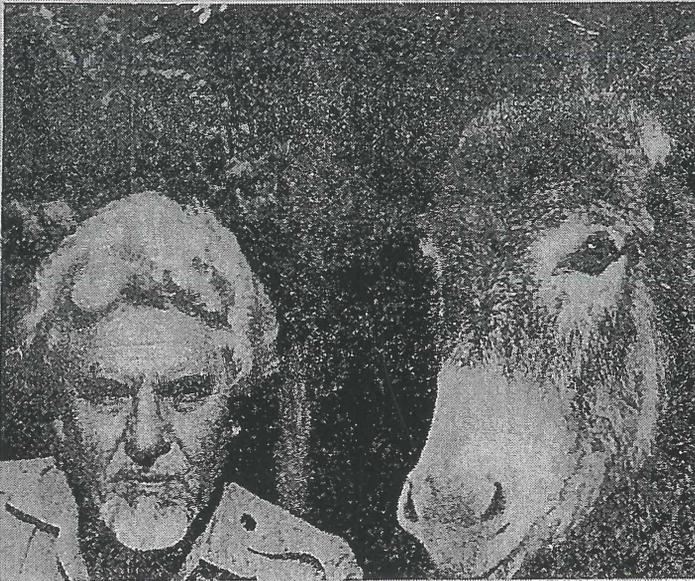
Otto Koenig fährt in einem Einbaum, Türkei 1972.  
*(Archiv Schmied)*



# Wir haben schon begonnen, uns selbst zu zerstören

SONNTAG, 30. JULI 1972

Wir stehen mitten in einem dritten Weltkrieg, der satanischer ist als alle vorhergehenden: Wir sind dabei, uns mit Giften, Maschinen und unkontrolliertem Bevölkerungswachstum selbst auszurotten. Wenn wir in dieser weltweiten Sintflut nicht Rettungsinselformen schaffen, auf denen wenigstens ein Teil der Menschheit überleben kann, wird diese vollständig zugrunde gehen. Dieses düstere Bild von Gegenwart und Zukunft malte der Wiener Verhaltensforscher Professor Otto Koenig, der österreichische Sprecher der „Gruppe Ökologie“, in einem Gespräch mit KURIER-Redakteur Paul Uccusich. Koenig steht mit seinem provokanten An-



biologischen Gesetze bald eine Massenvernichtung einschlagen wird.

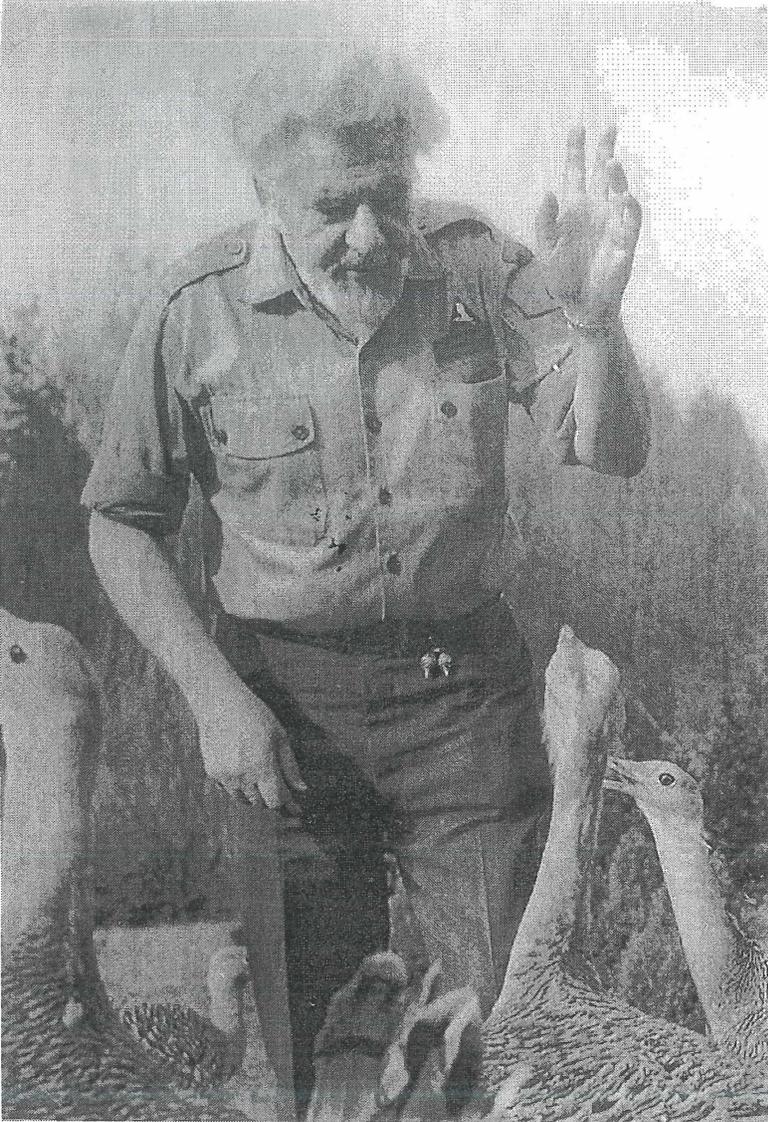
## Wie in der Steinzeit

KURIER: Was ist die Ursache für diese mangelnde Einsicht?  
KOENIG: Das kommt daher, daß der Mensch sich nie immer so verhält wie in der Steinzeit. Seit 20.000 Jahren haben wir uns verhalten, sich nicht geändert. Was der Mensch brauchte, nahm er, was er nicht brauchte, warf weg. Das funktionierte in der steinzeitlichen Kleingruppe. Wie weit uns das Rücksichtlose Nehmen in der Massengesellschaft gebracht hat, sehen wir an den erschöpften Rohstoffquellen. Was wir je wegwerfen, ist zum Teil hochgiftig, zum anderen nicht biologisch nicht vorgesehene hat keinen Feind, der stirbt. Und es gibt keine Besten, die ihre Exkrementen aufbrauchen. Dazu kommt steinzeitliche Importiergebräue der Größenwahn. Weil Stuttgart, Berlin, Moskau und Rotterdam einen hohen Bevölkerungsdichte haben, müssen a-

15

Otto Koenig als ewiger Mahner.  
(Foto Kurier 1972)





16

1987 mit Großtrappen im Institutsgelände.  
(Archiv Schmied)

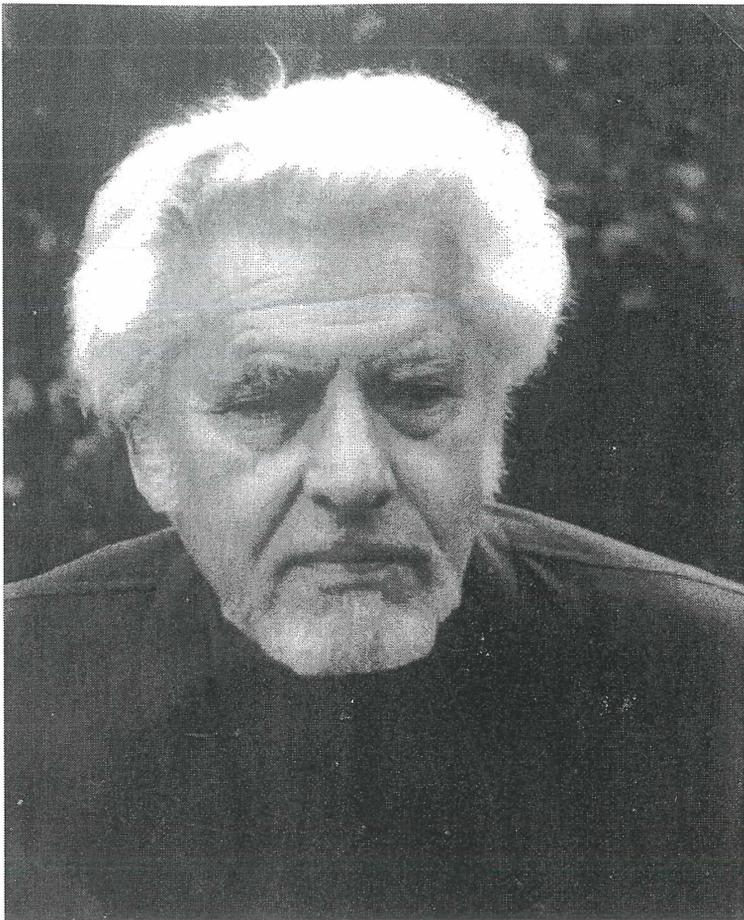




17

Lilli Koenig im September 1973  
*(Foto O.Koenig).*

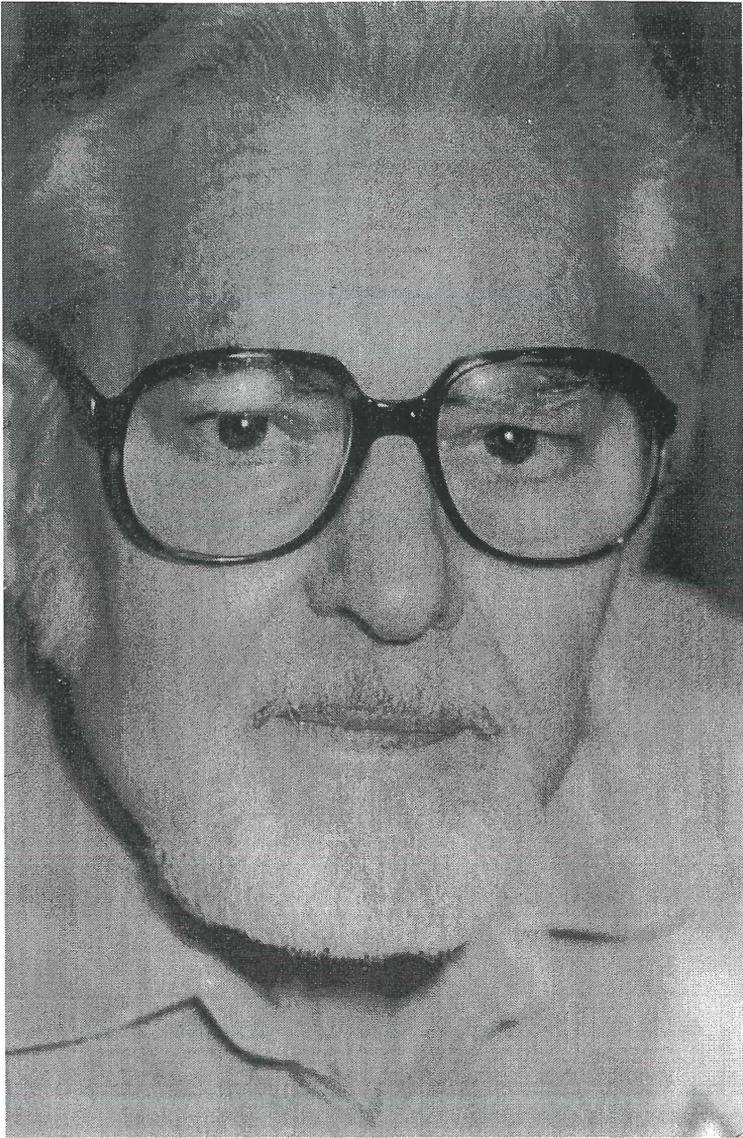




18

Otto Koenig im Oktober 1991 (Foto L. Koenig)  
*(Archiv Schmied)*





19

Otto Koenig kurz vor seinem Tod am 5.12.1992  
*(Archiv Schmied)*





20

Otto Koenig erhält im November 1992  
das goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Niederösterreich  
(Foto E. Kohl).



## Frühling wird's am See

Und wieder wurde es Frühling, und wieder begann das Leben am See. Zuerst kamen die Graugänse aus dem Süden zurück, bauten im dichten Röhricht ihre Nester und saßen Ende März schon fest auf den Gelegen. Dann kamen die Scharen der schwarzen Bläßhühner. Erst schwammen sie noch auf dem offenen See, doch mit der Zeit verteilten sie sich mehr und mehr in den Rohrwäldern und bezogen ihre alten Brutreviere, Rohrammern zwitscherten, die Tamariskenrohrsänger begannen zu singen, und täglich kamen vom Süden neue Vögel daher. Und als das Wetter so halbwegs war und die ersten grünen Halmspitzen über das graue Wasser emporwuchsen, kam auch ich, zwar nicht aus dem Süden, sondern aus dem Nordwesten und auch nicht von weit her, sondern nur aus Wien, aber immerhin blitzblank umgemausert und neu gerüstet wie sonst irgend ein Seebewohner, und als ich in Donnerskirchen zum Schratzenthaler ging, um den ersten Proviant zu kaufen, da hieß es ganz allgemein: „Ja, ja – der Seevogel is wieder kummen!“

Zwei wichtige Dinge hatten sich während des Winters ereignet. Zuerst einmal bekam ich eine Teilnehmerkarte zu einem Volkshochschulkurs über vergleichende Verhaltensforschung geschenkt. Das war mir natürlich erst kein Begriff, und nur der kurze, erklärende Text unter dem Titel, in dem von Tiergeschichten und Tierpsychologie die Rede war, zeigte mir ungefähr die Richtung. Ja, der Weg zur richtigen Tiergeschichte, das war doch sicher etwas für mich, denn ich wollte ja Tiere beobachten, wollte ihre Verhaltensweisen kennen lernen – aha, Verhaltensweisen – Verhaltensforschung –, das leuchtete mir ein. Und so ging ich denn hin und hörte mir die Vorträge an, die Professor Dr. Lorenz damals in der Urania hielt. Eine Fülle neuer Dinge stürzte da auf mich ein.

Dieser Kurs war das erste wichtige Ereignis des Winters, das zweite war meine Arbeit als Photograph in einem Institut zur Gewinnung von Blatternimpfstoff. Nicht etwa, dass ich jetzt am See die Vögel impfen wollte, um ihre Impfpocken zu photographieren, wie ich es so lange an Kaninchen getan hatte, nein, bei Gott nicht, aber ich hatte Geld verdient und mir Wasserstiefel machen lassen, schöne, ganz hohe, lederne Kanalräumerstiefel – das war eine Sache! Mochte das Schilf so scharf und sparrig sein, wie es wollte, mochten die Blutegel in Doppelreihen anmarschieren, mir konnte nichts mehr geschehen. Jetzt konnte ich endlich die Reiherkolonien tief drinnen im dichtesten Rohrwald suchen, konnte an die Horste der Löffler gelangen, nach Rallen- und Bartmeisennestern fahnden. Was war denn bisher schon gewesen? Am Rand der Schilfwälder war ich durch den Schlamm gewatet und selten einmal mitsamt Schuhen, Gamaschen und alten Hosen hineinmarschiert, um blutig zerschnitten und zerfetzt wieder heraus zu kommen. Dabei war es nur im Spätsommer und Herbst möglich gewesen, an das Westufer zu gehen, denn da stand das Wasser sehr niedrig oder war auf weite Strecken ganz verschwunden, und die Blutegel hatten sich in den Schlamm verkrochen. Jetzt aber war Frühling, herrlicher, sonniger Frühling mit dem Lied der Rohrsänger und dem Locken der Bartmeisen, mit nächtlichem Dommelruf und jubilierendem Blaukelchengesang. Ganz neu schien mir die Welt, denn ich sah sie etwas anders, tief und dämmrig geheimnisvoll schien mir der Rohrwald, und ich wollte mitten hineinziehen und ihn durchforschen.

„Ja, ja“, – sagte ich zum alten Schratzenthaler, als er mich begrüßte, – „de Seevogel san wieder da, und heuer fangen wir zeitig an, net erst im Sommer, das wird schön werden draußen...“ Die Leute schüttelten die Köpfe und lachten, denn unter „schön“ verstanden sie etwas anderes als ein Zelt draußen im Schilf auf schlammigem Grund zwischen Gelsen und Egelten, aber sie wünschten mir Glück, denn jedes Menschen Wille ist sein Himmelreich – und meines ist der See.



## Wasserwirtschaft und Naturschutz

Vortrag, Herbst 1992 in Salzburg

Erst vor ganz Kurzem war in einer österreichischen Tageszeitung zu lesen, daß der Fadenbach, eines der Augewässer unterhalb Wiens, am Austrocknen sei. Nun trocknet der Fadenbach, ein am äußeren Rand des Auwaldsaums gelegener schmaler Wasserlauf, tatsächlich seit Jahrzehnten immer wieder aus und zwar infolge der Donauregulierung, der Abschneidung der Augewässer vom Strom durch einen Hochwasserschutzdamm und infolge der Grundwasserabsenkung. Daß jene Zeitung nun darüber berichtet, ist umso bemerkenswerter, als die Tatsache der Austrocknung der Donau-Auen gerade von den Medien im Zuge der Diskussionen um das Donaukraftwerk Hainburg geleugnet oder zumindest ignoriert worden ist.

Schon damals wiesen die Befürworter der Wasserkraft auf die Möglichkeit hin, im Zuge der Errichtung von Wasserkraftwerken die vertrocknende Aulandschaft zu bewässern und so die Spätfolgen der Regulierung des 19. Jahrhunderts zu mindern. Beim Donaukraftwerk Greifenstein war eine solche Maßnahme zum damaligen Zeitpunkt bereits gesetzt worden und nahm gerade ihren Betrieb auf: Es ist der „Gießgang“, ein rund 42 km langes Gerinne, das durch die Verbindung bestehender und größtenteils trockengefallener Augewässer und Gräben entstand, und das Wasser vom Einlaufbauwerk bis unterhalb des Kraftwerks durch die Au leitet. Aber während der seinerzeitigen Diskussion war es schwer, dieses wirklich existierende Argument ins Spiel zu bringen. Selbst jene, die den Gießgang aus eigener Anschauung kannten, wollten oftmals seine Funktion nicht anerkennen, und so mancher, der sich weigerte, sich selbst ein Bild davon zu machen, bezweifelte gar seine Existenz. Unter diesen war leider auch mein verehrter Freund und Lehrer Konrad Lorenz. Ich werde mich immer daran erinnern, wie er sagte, „Ich glaub’ es nicht und daher schau’ ich mir’ s auch nicht an“, und wirklich hat er sich nie von uns zum Gießgang führen lassen. Es ist traurig, so einen Satz gerade von diesem großen Mann wieder geben zu müssen.

Nun sind solche geradezu irrationale Standpunkte kennzeichnend für festgefahrene, ideologisch überfrachtete Diskussionen, in denen es schließlich unmöglich geworden ist, Zusammenhänge, die „einfach nicht sein dürfen“, zu sehen. Ein solcher Zusammenhang ist unseres Erachtens auch der zwischen Wasserwirtschaft und Naturschutz.

Lassen Sie mich aber beim grundlegenden beginnen, bei der Bedeutung des Wassers für uns. Der Mensch selbst – Homo sapiens – besteht zu etwa 75 % aus Wasser. Und nur 10 % davon zu verlieren, bedeutet schon eine Katastrophe. Wir sind uns dessen im Allgemeinen gar nicht so bewußt, aber denken wird daran, wie rasch und unerbittlich sich Wassermangel in uns selbst auswirkt: Verdursten – und ich muss hier einfügen, ich weiß, wovon ich spreche: ich wäre selbst beinahe einmal in der Sahara verdurstet –, Verdursten bedeutet langsames Austrocknen, es ist eine furchtbare Todesart.

Wie grundlegend wichtig Wasser für unser Leben ist, können wir auch daran ablesen, dass die Wegnahe des Wassers stets zu den ersten Kriegsmaßnahmen gehörte. Dass der Begriff des „Brunnenvergifters“ auch heute noch existiert, ist ja kein Zufall; um dem Gegner das Wichtigste, das Wasser zu nehmen, hat man ihm im Krieg die Brunnen vergiftet.

Heute aber, in einer Zeit des Überflusses und der Abgesichertheit (zumindest in der westlichen Welt), ist die Beziehung zum Wasser häufig eine romantische geworden: Wir betrachten Teiche mit Enten darauf, wir freuen uns an Stimmungen, die spiegelndes Wasser hervorruft, und wir leben tatsächlich von kleinauf in einer Art Gartenlandschaft, zu der unsere Kulturlandschaft ja geworden ist. Und wird diese Idylle nun gestört: beginnt man etwa, ein Wäldchen, das der junge Mensch von Kindheit an gewohnt ist, zu schlägern, oder einen Tümpel zuzuschütten, so regt sich sofort Widerstand, und der Kampf um die Erhaltung dessen, was man als „Natur“ kennen gelernt

hat, beginnt. Es ist freilich kennzeichnend und aufschlussreich, dass gerade Kleingewässer, Tümpel, Teiche und Weiher nicht selten der erste Gegenstand der Schutzbemühungen junger Menschen sind, stellen sie doch als kleine Welt in sich die erste Verbindung zum Leben, die erste Möglichkeit zum Erforschen von Pflanzen und Tieren, dar.

4

Nebenbei bemerkt, diese enge Bindung an eine Landschaft, in der man aufgewachsen ist, und die Identifizierung damit, das bedeutet nichts anderes als Heimat. Wo ich zu Hause bin, was ich schön finde und erhalten möchte, ist das nicht das, was wir früher mit dem Begriff „Heimat“ gemeint haben? – Ich weiß daß „Heimat“ im heutigen Unterricht, aber auch im allgemeinen Sprachgebrauch fast nicht mehr vorkommt; der Begriff wird oft sogar als sentimental abgelehnt. Oft wird so getan, als brauche der Mensch gar keine Heimat mehr, als vermöchten Computer das, was wir darunter verstehen zu ersetzen: „Heimat“ wird als Begriff in den Computer eingegeben, nicht mehr ins Innerste, nicht mehr, und ich drücke es bewusst emotionell aus, in die Seele.

Auch ich selbst, lassen Sie es mich sagen, bin ja am Wasser, in einer Aulandschaft aufgewachsen. „Meine Landschaft“, das waren die Klosterneuburger Auen, da bin ich als Student umhergestreift und habe sehr viel gelernt im Hinblick auf Tiere, Pflanzen und Menschen, und ich habe miterlebt, wie sich diese Landschaft im Lauf der Zeit verändert hat: Wo ich früher, vor dem Krieg, noch Faltboot gefahren bin, kann man heute zu Fuß gehen. Die Au ist ausgetrocknet. Diese Entwicklung bekommt man freilich nur über lange Zeit hinweg wirklich mit, und das ist das Problem bei vielen der jungen Menschen, die ihre Natur schützen wollen: Sie kämpfen um die Erhaltung von etwas, das früher ganz anders, viel besser ausgesehen hat und eigentlich dringend wiederbelebt, also verändert gehört. Ich kann es ihnen nicht verdenken: sie haben ja den früheren Zustand, etwa eines Altarmes, in dem das Wasser strömt, nicht kennengelernt. Aber bei einem kann ich nicht mitgehen: bei der Auffassung „na gut, dann lassen wir sie eben in Würde sterben“. Diese Meinung wird von manchen Naturschützern vertreten und bedeutet, daß wir die nunmehr veränderte Landschaft, in diesem Fall die vertrocknende Au, ohne weiteren Eingriff ihrem Schicksal überlassen sollen, was bedeutet daß wir zusehen sollen, wie sie stirbt: Das kann und will ich nicht. Neben der grundsätzlichen Überlegung, daß wir gerade heute Wasser erhalten müssen, wo und wie es nur irgendwie geht, sehe ich auch das Gesamte, die Veränderung über die Zeit hinweg. Leben ist Veränderung, und Leben wird zu einem wesentlichen Teil von Wasser ermöglicht und erhalten, daher müssen auch wird das Wasser und die von ihm geschaffenen Lebensräume fördern, bzw. neu gestalten.

Ein Beispiel für die rasche Entwicklung und die Reichhaltigkeit von Wasserlebensräumen sind die Ismaninger Speicherseen. Als Soldat im Zweiten Weltkrieg habe ich ihren Bau zufällig miterlebt – es hat für einen Naturfreund grauenhaft ausgesehen: Kahle Betonwände, die so steil waren, daß man nicht einmal in den Speicher richtig hineinsehen konnte; heute, etwa fünfzig Jahre später, ist das Gebiet EuropaNaturschutzreservat! Damals aber hätte man es kaum für möglich gehalten, daß hier überhaupt jemals Vögel brüten könnten. Ich selbst aber habe den ersten Reiher an den Ismaninger Speicherseen gesehen: Da war ein Weidenbusch, nicht höher als zur Anlage eines Horstes nötig, darin hat der Reiher zu brüten begonnen (und ich baute übrigens 10 m weiter mein Zelt auf und schlief dort; die Vorstellung, dass alle Tierarten grundsätzlich den Menschen meiden, ist natürlich unzutreffend).

Heute überwintert jährlich eine Viertelmillion Enten an den Ismaninger Speicherseen. Sie sind zu einem Rast- und Überwinterungsgebiet für Wasservögel von europäischer Bedeutung geworden und zu einem wichtigen Trittstein am großen Vogel-Zug. Ähnlich bedeutende Rastgebiete für durchziehende Vogelarten von vergleichbarer Größe gibt es in Europa nur sehr wenige. Die ursprünglich weiten Sumpfbiete des Kontinents sind nämlich vom Menschen trockengelegt worden, dazu sind große Seen nur allzu oft verbaut und der unbeschränkten Freizeitnutzung geopfert, Ströme reguliert und begradigt und Mündungsdeltas verkleinert worden. Daher kommt den verbliebenen großen Wasserflächen, wie den Ismaninger Speicherseen, aber auch den Innstauseen, besondere Bedeutung zu. Stauseen erfüllen heute nicht nur ihre Funktion als Wasserreservoir, sie bieten auch einer großen Zahl von Arten, die ansonsten in ihrem Bestand gefährdet wären, Lebensraum.

Im Falle großer Flüsse, ich komme auf die Donau zurück, wird durch den Aufstau ein künstlicher, nach der Regulierung geschaffener Zustand in einen naturnäheren zurückgeführt. In regulierten Flüssen ist die Fließgeschwindigkeit über das natürlich Maß hinaus erhöht, die Ufer sind meist durch Steinwurf versiegelt und bieten kaum Haltemöglichkeit für Pflanzen und damit auch keinen Lebensraum für Tiere, aber auch das Leben an der Stromsohle verarmt. Lassen Sie mich wieder aus meiner Jugend berichten: Wenn ich vor dem Krieg mit dem Faltboot auf der Donau fuhr, konnte ich das Singen des Stromes hören: Das war ein eigenartiger singender Traumton unter der Wasseroberfläche... Natürlich ist es klar, dass das von dem wandernden Schotter am Stromgrund kam, der vom Gebirge herabgeschwemmt und auf seiner langen Wanderung zerkleinert wird. Wie romantisch dieses Singen auch war, es behinderte doch das Leben: Nicht viele Lebewesen konnten sich auf eine ständig in Bewegung befindlichen Stromgrund halten.

Auch die Farbe des Wassers war damals eine andere: Die Donau schien einheitlich grau, die Sichtweite im Wasser betrug etwa 3-4 cm. Die mitgeführten Sedimente konnten sich aufgrund der Strömung nicht absetzen und wurden ständig in Schwebelage gehalten.

Durch die Abdämmung des Stromes und die Abschneidung der Altarme ist auch die Aufstiegsmöglichkeit für Fische weitgehend weggefallen, fischfressende Vögel wie Kormorane und Reiher haben verschlechterte Nahrungsbedingungen vorgefunden und sind in der Folge noch durch Nachstellung und Beunruhigung in der veränderten Landschaft kräftig dezimiert worden.

Nunmehr, nach dem Aufstau, findet wieder Sedimentation statt, Enten überwintern hier, und bestimmte Fischarten kommen wieder vor. In Greifenstein bemühen wir uns um die Wiederansiedlung des Kormorans – nicht unbedingt zur Freude mancher Fischer. Die ersten frei fliegenden Kormorane bleiben schon im Bereich unserer umzäunten Kolonie und brüten dort. Langfristig kann das Vorhaben jedoch nur gelingen, wenn die Nahrungsbasis am Stausee und in den Augewässern für eine Brutkolonie ausreicht. Die Verhaltensforschung zeigt, dass die Natur unterschiedliche Methoden kennt, wie Tiere das Nahrungsangebot in einem bestimmten Gebiet testen: Ist es doch entscheidend, dass genügend Nahrung für eine erfolgreiche Aufzucht der Jungen vorhanden ist. Beim Waldkauz etwa lässt sich das Weibchen vor Beginn der Brut vom Männchen füttern. Es sitzt tatsächlich so da, als könne es plötzlich keine Maus mehr fangen und wird vom Männchen versorgt – das aber genau ist der Test: Können zwei Vögel zwei andere miternähren?

Ähnlich ist es auch bei der Kolbenente: es ist wirklich schön zuzusehen, wie das Männchen taucht und taucht und Futter heraufholt, während das Weibchen oben sitzt, als könne es nicht tauchen – übrigens finden wir Ähnliches beim Menschen: Ein Leutnant durfte früher nicht heiraten, weil seine Einnahmen (Besoldung) zu gering waren und er damit eine Familie nicht ernähren konnte, und zu bestimmten Zeiten musste ein angemessenes Einkommen nachgewiesen werden, um die Heiratserlaubnis zu erhalten

Aber um zum Stausee zurückzukommen: Auch der Kormoran wird durch ein verbessertes Nahrungsangebot im verlandenden, langsamer fließenden Strom sicherlich begünstigt. In dem sind Arten, die wir an einem Stausee überhaupt nicht erwartet hätten, hier schon beobachtet worden, wie zum Beispiel der Eisvogel. Er brütete natürlich nicht in den Steinwurfufern oder unmittelbar am Stausee, aber mitunter doch an seltsamen Stellen, etwa in einer Betonhöhle, in die Erdreich eingeschwemmt und durch einen länger dauernden Strömungsdruck verfestigt worden war.

Kennt man die ökologischen Ansprüche und die Bandbreite der möglichen Verhaltensweisen, überraschen solche Fälle von ungewöhnlichen Brutplätzen nicht so sehr, und oft sind es eben technische Einrichtungen, die als Ort zum Nisten und Jungenaufziehen gewählt werden. Viele Arten suchen ja bestimmte Strukturen, und einem sicheren, futterreichen, trockenen, usw. Platz, nicht etwa eine „schöne Landschaft“. Bekannt sind die Dohlen und Turmfalken, die in den hammerkopfförmigen Fördersonden der Erdölwirtschaft brüten: die dauernde Auf- und

Abbewegung der Köpfe, in denen sich die Nester befinden, stört die Tiere weniger als man glaubt, sie haben also nicht, wie gesagt wurde, ein „falsches Weltbild“. Die Anpassungsfähigkeit der Art läßt diesen Brutplatz eben zu (und zudem wählen sie den Neststandort wohl meist bei stillstehender Pumpe, geben ihn aber auch nicht auf, wenn die Pumpe wieder „arbeitet“).

Ein anderes Beispiel für anthropogene Niststandorte liefern die Kormorane im Norden Europas, die stellenweise auf Strom- und sonstigen Masten Horst zu bauen begannen. Auch sie wählten ihren Nistplatz nach den Kriterien Freier Anflug, Sicherheit und Ähnliches, und nicht nach dem, was wir als „schön“ bezeichnen. Die Entscheidungshilfen können aber auch ganz anderer Natur, und wieder von uns unerwartet, sein: Wir haben am Neusiedlersee Reiher genau dort angesiedelt, wo wir sie haben wollten, indem wir einfach Diebseier auslegten. Die Reiher brüteten dort, wo wir entnommene Eier hinlegten (später verwendeten wir gegossene und angestrichene Reiherattrappen): Wo schon ein Artgenosse brütet, dort muss es gut zu brüten sein.

Selbstverständlich hat die Manipulierbarkeit der Arten und der Landschaft Grenzen: Fremdenverkehr mit Naturschutz zu verbinden, kann durchaus schwierig sein; Stört man Tiere dauernd am Brutplatz und unterbindet ihren freien Zugang zur Nahrung, wird die Art aus der Gegend verschwinden.

Berücksichtigt man aber die Erkenntnisse aus Ökologie und Verhaltensforschung, nimmt man technische Realitäten als gegeben an und versucht, diese mit den Zielen des Naturschutzes zu verbinden, so glaube ich durchaus, dass eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit Wirtschaft und Industrie möglich ist. Ich meine, dann kann ein Stausee mit einem Mal zu einem Hilfsmittel des Naturschutzes werden.

Leider steht einer solchen Bereitschaft zu integrativem Denken viel entgegen. Neben der romantisch- Augenblicksgebundenen Naturauffassung, die oft den Blick auf übergreifende Zusammenhänge verstellt, ist es auch, ich muss es sagen, die ökologisch-biologische Ahnungslosigkeit der Politiker, die derartige Entwicklungen behindern. Und der Schulunterricht ist ebenfalls keine Vorbereitung für solches Denken und Handeln. Wie soll ich eine Landschaft, ein ganzes System mit seiner Veränderung und seinen Entwicklungsmöglichkeiten verstehen, wenn ich in der Schule, sagen wir, vorwiegend die Zahnformeln vom Fuchs und den Aufbau der Staubgefäße des Gänseblümchens gelernt habe, nicht aber, wie Zähne und Staubgefäße eingesetzt werden, damit das Tier in der Natur zu überleben vermag?

Weitgehend fehlt dann auch der Sinn dafür, die Entstehung eines Systems, eines Lebensraumes nachzuvollziehen. Kaum jemand wird sich an so manchem See, wo Rasthäuser stehen und Vogelparadiese vermarktet werden, dessen bewusst, dass der See künstlich entstanden ist und die Landschaft vor wenigen Jahren noch ganz anders ausgesehen hat, ja, dass er unter Umständen für alles andere als für den Artenschutz geschaffen wurde, wie jene Vogelparadiese in Indien, die ursprünglich nichts anderes waren als Schießplätze für Potentaten.

Ich glaube, der Gesichtspunkt der Veränderung in der Zeit, der Dynamik, wird nicht genügend berücksichtigt, wenn man aktuelle Naturschutzprobleme erörtert. Während einer langen Lebensspanne sieht man vieles, was zerstört worden ist und in anderer Form, an anderer Stelle, wieder entstanden ist.

Viele Naturschützer denken einfach zu statisch; das Wesen des Lebens aber ist Anpassung. Ich halte nichts von einem Naturschutz, der nur mit Zäunen und Gittern und Tafeln „Naturschutzgebiet. Betreten verboten“ arbeitet. Ich sehe auch meine Beteiligung an der Stauseerevitalisierung als Beitrag zu einem dynamischen Naturschutz, der Ökosystemen die Möglichkeit gibt, sich zu entfalten.

Wir wissen heute, wohin uns die Technik gebracht hat, wir machen aber auch gerne Gebrauch von ihren Annehmlichkeiten. Niemand will auf etwas, das erreicht wurde, verzichten. Die Technik hat heute die Aufgabe, die Dynamik des Wandels so zu sichern, dass der Mensch darin

leben kann, ohne weiterhin auszurotten und zu zerstören. Um die Problematik auf einen einfachen Satz zu bringen: Richtige Ökonomie ist die ökologische Fortsetzung der Natur. Das heißt, wir müssen Ökonomie so betreiben, dass sie innerhalb der ökologischen Gesetzmäßigkeiten bleibt. Gesetzesbruch wird bestraft; langfristig sogar mit dem Tode.

Anders gesagt: Wir müssen heute das erhalten, was wir an Naturschätzen haben, müssen weitere Zerstörung verhindern und die Möglichkeit der Veränderung von Lebensräumen und Systemen in Richtung auf mehr Reichhaltigkeit fördern. Dazu bedarf es der Zusammenarbeit von Biologie, Technik und Ethologie, denn natürlich muss der Integrationsprozeß in Kenntnis der ethologischen Grundbedürfnisse des Menschen ablaufen. Wenn wir nur bedenken, wie stark und schier unentrinnbar wir auf Farben ansprechen: Schwarz und Rot als die gefährlichen, bedrohlichen Farben, die Farben der Nacht und des Blutes, Grün als die Farbe der Hoffnung, beruhigend und lebensspendend wie die Pflanzen...viele Sprichworte belegen das, ich nenne Ihnen eines davon, ein arabisches Sprichwort: „Wenn du in eine Landschaft kommst, wo nichts ist, breite deinen Mantel aus auf die Erde, heb ihn nach einiger Zeit wieder auf und wenn ein grünes Hälmlchen daran klebt, dann weiß du, dass du deine Schafe ernähren kannst“.

Ich bin Naturschützer mit Leib und Seele. Ich habe meinen ersten Aufsatz über Naturschutz im Jahre 1932 geschrieben, es war ein Mittelschulaufsatz. Ich bin seit meinem 14. Lebensjahr im Naturschutz tätig, und habe seither viele Entwicklungen gesehen; heute muss ich sagen: Wir brauchen die Technik, um Katastrophen abzuwenden. Die Wälder sterben, ihre Wurzeln halten das Wasser nicht mehr zurück. Hänge rutschen ab, Ortschaften werden abgesiedelt werden müssen. Die Meere steigen aufgrund der Erderwärmung, vielleicht müssen auch tiefergelegene Küstengebiete geräumt werden. Eine Flüchtlingswelle wäre die Folge – aber die Flüchtlingsproblematik besteht ja schon: Wer hätte gedacht, dass einmal die herrlichen Fremdenverkehrsorte Dubrovnik und andere mit schwerer Artillerie beschossen werden? So wie man auf diese Entwicklung nicht gefasst war, so wird man auch auf die künftigen nicht gefasst sein.

Auch wir, als Naturschützer, haben da eine Verantwortung: Entwicklungen und Gefahren aufzuzeigen, wo wir sie sehen. Ich tue das seit 50 Jahren, ohne dass man Schlussfolgerungen daraus gezogen hätte. Heute, glaube ich, ist manche Katastrophe nicht mehr abzuwenden. Aber auf unser Wasser zu achten, ist eine Hilfsmaßnahme und ein Gebot der Stunde.



## **Gesprächsbeiträge von Otto Koenig**

### **in der Diskussion zu vorstehendem Referat**

Man kann nicht da Wasserwirtschaft betreiben, und dort, getrennt davon Naturschutz. Naturschutz Wasserwirtschaft hängen auf's engste zusammen.

Wasser ist grundsätzlich wichtig und die erste politische Aufgabe überhaupt ist, Wasser für eine Nutzung zu erhalten und zwar, für den Menschen, aber auch für die Tiere; ihnen Wasser jederzeit zur Verfügung zu stellen. Es ist kein Zufall, daß es das Wort „Brunnenvergiftung“ gibt, weil man früher im Krieg die Brunnen vergiftet hat, um den Leuten das Wasser zu entziehen.

Die Wegnahme des Wassers ist die erste Kriegsmaßnahme, die durchgeführt wird, um den Gegner verdursten zu lassen, um den Gegner unterwerfen zu können. Nun man muß einmal denken, was Wasser für den Menschen bedeutet, was er damit anfangen kann, was er damit machen muß und, wozu er es braucht.

Und er braucht es; ohne Wasser gibt es kein Leben. Das wissen wir zwar alle; das ist nicht Neues. Es gibt jedoch einen großen Teil von Leuten, die jedoch um irgendeiner vorhandenen Landschaft zuliebe die Aufstauung von Wasser ablehnen. Das ist psychologisch verständlich.

Ich verstehe es, wenn junge Studenten zunächst einmal eine Wasseransammlung, allerlei Tümpel, Teiche, Seen, Weiher als erste Verbindung zum Leben, aber auch zum Kennenlernen der Tiere, zu schützen beginnen. Das ist ja auch „meine Landschaft“; da bin ich aufgewachsen, und ich versuche auch „meine Landschaft“ zu schützen, ich habe es allerdings erleben müssen, daß sie kaputt gegangen ist, daß die Kloster-Neuburger-Au, in der ich Leben kennengelernt und in der ich sehr viel gelernt habe über Tiere, Menschen und Pflanzen, jetzt fast tot ist; es sind daraus braune dreckige Lacken geworden.

Aber dazu werde ich nicht sagen, lassen wir sie eben in „Würde“ sterben, wie das ein Naturschützer gesagt hat; wenn der Mensch in „Würde“ die Landschaft sterben läßt, dann stirbt er selbst eines Tages unwürdig. Wir müssen uns das Wasser erhalten, wo es nur irgendwo und irgendwie geht.

Die Bedeutung des Wassers, ist auch daraus erkennbar, (geht auch daraus hervor), daß eine Viertelmillion Enten nur dadurch überleben und überwintern kann, weil die Stauseen bestehen. Die Vögel kommen aus dem Norden, da ist natürlich auch überall das gleiche passiert, man hat Sümpfe trockengelegt, man hat Teiche zugeschüttet und Feriensiedlungen draufgebaut, d.h. die notwendige Kleinstruktur der Landschaft mit allem was durch das Wasser gegeben war, beseitigt; die vielen kleinen Tümpel, die Bäche, die da geronnen sind, sind nunmehr weg.

Infolgedessen können nordische Enten fast nur mehr auf den großen Speicherseen überwintern. Und gäbe es nicht den Ismaninger Speichersee, gäbe es nicht die Innstauseen, so wären vielleicht unsere Enten schon ausgestorben.

Eine Viertelmillion Enten überwintern jährlich am Ismaninger Speichersee. Nehmen Sie ihn weg, so geht eine Viertelmillion Enten zugrunde. Das ist wohl das Endergebnis, daß die Tiere mit der Beseitigung von Stauseen umkommen. Der Stausee hat eine ganz eigene Funktion, er hat nicht nur die Funktion, Wasserreserve zu sein, er hat auch die Funktion, Leben abzusichern. Das ist so, ich darf dafür Greifenstein als Beispiel nennen: Wenn Sie bei Greifenstein vorbeiziehen und sich umschaun, merken Sie nicht, daß die Donau dort reguliert worden ist, daß die Donau eigentlich zum Stausee geworden ist; sie ist für Sie bloß verbreitert, das ist alles. Die Ufer sind genauso Seinwurfdämme, wie sie es vorher waren, nur eben 100 m näher, dazu ist jetzt die ganze Geschichte ein bißchen tiefer, aber plötzlich haben wir dort Kormorane, die vorher nie gekommen sind.

Plötzlich haben Sie im Winter dort Enten, weil sie Nahrung finden, weil Wasser die Basis jedwelcher Nahrung ist vom kleinsten Lebewesen hinauf. Der Stausee ist 100 m breiter als die Donau, also

folglich gehört er nach der Meinung mancher weg. Die Donauauen sind durch den Bau des Kraftwerks zu regulierten Auen geworden, die Donau war nicht schon regulierte Au seit der Donauregulierung, und diese hat vielmehr die Kormorane, hat Reiher, hat die meisten Enten aus dem Gebiet vertrieben weil seit der Regulierung im 19. Jahrhundert die Donau viel schneller geflossen ist, weil es keine Reservate für Fische mehr gab, wo man fangen konnte, und darum blieb keiner der Vögel. Sie schützen eine Donau, die zerstört ist. Es ist nicht wahr, daß hier eine „Urlandschaft“, besteht, wie ein Politiker im österreichischen Parlament gesagt hat, der meinte, daß es eine Millionen Jahre alte Urlandschaft zu erhalten und zu schützen gelte. Von Millionen Jahren hat der überhaupt keine Ahnung; die Menschheit gibt es überhaupt erst seit 40-tausend Generationen. Mehr als eine Million Jahre ist die Menschheit nun mal nicht alt und das Donautal ist keine Urlandschaft. Vor einer Million Jahre waren wir im Tertiär, da waren ganz andere Verhältnisse, da gab es keine Donau! Aber so falsch sind die Informationen, die man den Leuten gibt und dazu wird applaudiert. Die Stauseen werden aber auch von den Menschen genützt, da kann man paddeln, da kann man rudern, da kann man segeln, da kann man baden, und manches andere auch noch, weiß Gott was, und es wird auch noch und noch praktiziert. Darüber beklagt sich niemand, daß wir jetzt plötzlich segeln, surfen und vieles andere noch machen können!

Wenn Sie vor dem Krieg in der Donau gefahren sind, was ich oft getan habe, hat das Wasser gesungen, es war ein eigenartiges Singen, ein Traumton. Hervorgerufen wurde es dadurch, daß unten der Schotter bewegt wurde, denn was im Gebirge hineinfiel, wurde auf dieser langen Fahrt talwärts zerkleinert, und da kommen diese berühmten Schottersteine; dieser Grobschotter kommt dann unten heraus und je langsamer – nunmehr infolge der Stanstufen – der Grobschotter fließt, desto mehr Lebewesen können drinnen sein. Die Donau ist also durch den Stausee reicher geworden und ist auch sauberer geworden.

Früher, also seit ihrer Regulierung, war die Donau einheitlich grau, und Sie konnten vielleicht gerade 3 oder 4 cm hineinsehen, weil der ganze Schlamm und alle die Sedimente, mitgetragen und durch die rasche Bewegung der Donau zum Schweben gebracht worden sind. Heute, wo sie langsamer fließt, setzt sich das ab. Plötzlich können Sie ohne weiteres 10 bis 20 cm in die Donau hineinsehen und haben klares Wasser. Außerdem setzen sich Schmutzteilchen und Abfälle besser ab; das Wasser hat im Stausee eine höhere Qualität. Das wird natürlich im Bemühen um den sogenannten Naturschutz rundum verschwiegen; das Wasser ist nicht schlechter, es hat natürlich Schwermetalle, aber zeigen Sie mir einen Fluß, der heute keine Schwermetalle hat, zeigen Sie mir ein Wasser, das heute im chemischen Sinn rein ist, dies gibt' s ja nicht, die sind alle gleich schlecht, die Radioaktivität in der Donau ist dieselbe wie anderswo.

Aber sie ist ein gesundes Wasser, weil mehr Tiere in der Donau leben. Dazu kommt etwas, das komischer Weise von unseren Gegner nicht akzeptiert wird, daß nämlich die Zahl der Futtertiere nicht von der Zahl der Feinde abhängt, sondern die Zahl der Feinde, der Fresser, von den Futtertieren.

Daß ein Kormoran bleibt, wenn er für einen Fisch drei Stunden braucht und eigentlich versorgungsmäßig auf eine Stunde eingestellt ist, ist nicht zu erwarten.

Mit den Tieren ist es so, daß sie nur dort bleiben, wo sie wirklich leben können. Wenn sie keine Lebensbasis haben, bleiben sie weg. Daher gibt es eine Verhaltensweise bei dem Tier, übrigens auch beim Menschen: du darfst erst heiraten, wenn du einen Verdienst, ein Einkommen hast; ohne nachgewiesenes Einkommen, oder arbeitslos darfst du nicht heiraten! Bei den Waldkäuzchen ist es so, daß das Weibchen sozusagen erklärt: du mußt mich füttern, genügend Futter bringen und wenn du mir genügend Futter bringst, dann können wir über das Brüten reden. Das heißt, das Männchen füttert, während das Weibchen ruhig da sitzt und plötzlich nicht eine Maus fängt. Das ist aber der Test – können zwei Vögel zwei andere miternähren? Ähnlich ist es bei den Kolbenenten, das Männchen taucht unentwegt, um Futter zu holen, während das Weibchen oben sitzt, obwohl es ebenfalls wunderbar tauchen kann.

Nun, plötzlich sind dort Vögel. Es heißt, der Eisvogel kann niemals im Beton brüten, der Eisvogel wird durchs Betonieren vertrieben. Er ist aber nicht vertrieben worden! Er brütet nun hinter den

Stauräumen, hinter diesen Betonschwellen, die Wasser zurückhalten, weil dadurch eine ideale Möglichkeit für ihn geschaffen ist, Quartier zu nehmen. Da wird das Wasser wie auch die Erde zusammengedrückt, es ist fester Boden, dort kann man leichter ein Nest bauen, außerdem ist meistens von oben irgendein Betonschutz darüber, es ist da drinnen trocken, die Höhle ist sicherer.

Es ist daher eine der größten Dummheiten, die gesagt worden sind, daß die Technik die Tiere vertreibt. Dieselben Leute haben aber publiziert, daß im Marchfeld die Dohlen in den Ölpumpen brüten. Da sind sie wunderbar gesichert und haben alles was sie brauchen. Die Pumpe geht auf und nieder, was zur Folgerung Anlaß gab, daß sie ein „falsches Weltbild“ bekommen müssen, also glauben, daß sich die Welt dauernd auf und nieder bewegt. – So meinen jene Wissenschaftler, die Stauseen mit jedem Mittel bekämpfen. Natürlich hat der Vogel ein völlig richtiges Weltbild, weil die Pumpe meist tagsüber nicht läuft, sondern in der Nacht! Die Vögel suchen ja nicht eine schöne Landschaft, sondern einen sicheren und futterreichen Platz, der trocken ist, usw. Das sind jene Faktoren, die öffentlich manche unserer Biologen überhaupt nicht verstehen.

Ich bin nicht gegen die Industrialisierung und Technisierung der Welt, denn ich muß mit den Realitäten rechnen; ich gebe allerdings zu, daß mir so manches nicht gefällt. Die Tiere scheinen uns besser zu verstehen, als wir die Tiere, d. h. wir müssen zu einer Integration kommen und das ist nicht schwer zu erreichen, wenn man vernünftig und sachgerecht denkt; das haben aber leider viele vergessen!

Ich baue nicht den Stausee, um die Bäume zu vertreiben, sondern ich baue den Stausee, weil ich Wasser brauche, und zwar nicht nur für den einen Baum, sondern für zehn andere Bäume, und das ist wichtig. Das ist ein Verhängnis, eine Verkettung unglücklicher Vorstellungen auf Grund der völligen ökologisch-biologischen Ahnungslosigkeit der Politiker. Es hängt damit zusammen, was sie in der Schule gelernt haben: in der Biologie etwa die Staubgefäße vom Gänseblümchen und die Zahnformel vom Fuchs. Daher können sie später so gut wie nichts mit den Problemen der Landschaft anfangen, weil das Gelernte nicht das Ausschlaggebende ist!

Ein Zaun und ein Gitter mit dem Schild „Naturschutzgebiet. Betreten verboten!“ hilft da gar nicht. Auch wenn Menschen das im Tertiär gemacht hätten, stünde heute trotzdem Wien und Salzburg da. Das Tertiär, die zurückgehende Eiszeit hätte vor menschlichen Landschaftswünschen nicht Halt gemacht. Ich sage, daß die Stauseebetreibung, die Stauseerhaltung, die Stauseekonstruktion so wichtig ist, denn es gilt nicht, statisch einen Raum zu schützen, sondern es besteht die Aufgabe, den Raum so zu schützen, daß das Ökosystem die Möglichkeit hat, weiter zu wachsen, auch wenn es ein Stück weit verschoben ist, denn darauf kommt es nicht an.

Wir können nicht zulassen, daß das Wasser x-beliebig fließt, weil wir in einer zivilisierten Landschaft leben, weil wir eine große Zahl von Bevölkerung zu erhalten und zu ernähren haben; daher können wir dem Wasser nicht einfach freien Lauf lassen; wir können ohne Hochwasserschutz nicht leben. Wer sich die Bilder von Maria Theresia und Franz I. während des Hochwassers in der Leopoldstadt anschaut, wo die Bewohner bis zum Bauch im Wasser stehen und herumrudern und herumwatschen, der sieht ein, daß das so heute nicht geht.

Eine Heckenbraunelle baut sich das Nest heute hier; im nächsten Jahr kommt sie wieder, da ist dann der Busch weg, ein anderer nächst an anderer Stelle, der ist für sie genauso gut, sie baut eben dort. Das geht mit einer modernen Großstadt nicht!

Ich kann nicht sagen, heute baue ich die U-Bahn hier und morgen dort, das ist ja völlig unmöglich; ich muß die Dynamik hier in einer gewissen Form stoppen. Aber schauen Sie doch bitte an, was von der Technik alles verändert wird, weil sie der Dynamik dieser Welt in irgendeiner Weise folgen muß.

Eine Naturschützerin hat einmal gesagt, sie wisse, daß das Auto gefährlich und schädlich ist, daß es Gefahren für die Menschen bringt, aber ihr Auto gebe sie trotzdem nicht her. Die Technik hat heute die Aufgabe, die Dynamik des Wandels so zu sichern, daß der Mensch drin leben kann, daß nichts ausgerottet und zerstört wird und das die Veränderung in Formen vor sich geht, die für das Gesamtsystem Schutz bringt.

Die ganze Geschichte ist auf einen ganzen einfachen Satz zu bringen: richtige Ökologie ist die ökologische Fortsetzung der Natur. Sie braucht dazu die ökonomischen Gegebenheiten; die Ökonomie muß so fortgesetzt werden, daß sie der Ökologie entspricht; ihre Gesetze dürfen nicht gebrochen werden. Gesetzesbruch wird immer bestraft, und zwar ganz hart, meist sogar mit dem „Tod“, weil das, was sich dagegen wehrt, zugrunde geht.

Die Menschen sind nicht stärker als die Natur, sie können jedoch der Natur ihre Gesetze ablauschen und dann in dieser Richtung sinnvoll marschieren. Das müßte geschehen und das müssen wir auch den Studenten beibringen. Ich habe sehr viel vom Ismaninger Speichersee gesprochen, weil ich glaube, daß das konkrete Beispiel mehr sagt, als wenn ich da große Theorien entwickle. Es ist ganz einfach: bewahren, was man hat, die Veränderung des Vorhandenen nicht verhindern, wohl aber die Zerstörung verhindern. Und ich zerstöre, wenn ich konsequent sage, hier darf kein Stausee her, ich zerstöre dann nämlich die technische Zukunft, ich zerstöre den Wandel. Ich muß den Veränderungsprozeß erhalten, das ist das Wesentliche und dazu müssen Technik, Ökologie und Biologie zusammenarbeiten und auch die Verhaltensforscher – dafür haben wir das Institut für Angewandete Öko-Ethnologie gegründet.

Schwarz, Rot sind die gefährlichen, bedrohlichen Farben, der Teufel ist schwarz und rot, die Anarchisten haben sich die Farben schwarz und rot gewählt, ebenso die Seeräuber, nur einer hat grün gewählt und das war Hamlet – weil in dieser ewig grauen Wüste grün als ein Hoffnungsschimmer für den Menschen ist. Grün zeigt eben den Hoffnungsschimmer an; grün ist die Pflanze; wo grün ist, kann man leben; es gibt ein arabisches Sprichwort: „Wenn du in eine Landschaft gehst, kommst wo nichts ißt, breite deinen Mantel aus auf die Erde, heb ihn nach einiger Zeit wieder auf und wenn ein grünes Hälmschen dran klebt, dann weißt du, daß du deine Schafe ernähren kannst“, d. h. die Natur ergänzt sich wieder von selbst, es wächst, es gedeiht; grün ist also die Farbe des Gedeihens. Wir sagen „auf einen grünen Zweig kommen“; wir setzen uns auch „am grünen Tisch“ zusammen und reden miteinander. Wenn sich die Landschaft grün gestaltet, dann muß sie – so denkt der Mensch – biologisch richtig sein, weil sonst die Pflanzen nicht wachsen; wenn die Pflanzen wachsen können, ist die Landschaft gesund. Das ist eine einfache Formel.

Ich bin Naturschützer mit Leib und Seele. Ich habe meinen ersten Aufsatz über Naturschutz im Jahre 1932 geschrieben. Es war ein Mittelschulaufsatz. Ich weiß also, was Naturschutz ist; ich bin seit meinem 14. Lebensjahr im Naturschutz tätig, inzwischen bin ich 78 Jahre geworden. Ich bin für den Schutz, und zwar für den totalen Schutz, ich bin für die vernünftige Bauweise, ich bin aber auch für die Technik, weil Sie 7 Milliarden Menschen ohne Technik nicht ernähren, und nicht erhalten können und auch das kleine Klosterneuburg wäre ausgetrocknet, hätten wir nicht die riesigen unterirdischen Bassins, in denen Wasser nachgespeichert wird.

Was tun Sie, wenn heute die Wälder alle sterben und die Wurzeln das Wasser nicht zurückhalten? Was tun Sie, wenn bei Unwetter dann die Wälder weggerissen werden, die keine Kraft mehr haben, sich zu halten? Was tun Sie, wenn diese Wälder verdorben zu Tale getrieben werden? Was tun Sie mit den Millionen Flüchtlingen, die dann auf uns zukommen?

Das ist unsere Situation. Wir müssen uns auf riesige Katastrophen vorbereiten. Sie brechen ja rund herum über uns herein. Wer hätte noch vor 10 Jahren, oder 15 Jahren gedacht, daß der Friede allenthalben gebrochen wird. Die Meere sind bereits um 2 cm gestiegen. Holland wird einmal evakuiert werden müssen. Wenn die Meere durch das rasante Abtauen, steigen, dann wandern Millionen Holländer nach Süden. Bitte, wo sollen sie hin gehen?! Das kommt; es sind Voraussagungen, die bei Fortschreiten der heute gegebenen Einstellung des Naturschutzes unvermeidlich sind.

Und da haben wir die Verantwortung. Der Mensch ist ein Stück Natur, der Mensch ist ein „Tier“, ist genauso wie alle andern Tiere auf der Welt und lebt nach den gleichen Gesetzmäßigkeiten. Aber er ist ein „Tier“, das Vorsorge betreiben kann, das in die Zukunft sieht, warum tut es denn nicht? Der Stausee könnte wahrscheinlich das ganze Land Tirol mit Wasser versorgen, ohne ihn kann man es nicht.

Die Leute haben Angst vor neuen Möglichkeiten. Sie fürchten sich mehr davon, daß ihnen ein Satellit auf den Kopf fällt, als daß es kein Wasser gibt.

Ich kann Ihnen keine gute Zukunft prophezeihen; Ein Politiker eben hier in Salzburg hat mich einmal gefragt, nachdem ich vor etwa vier Jahren einen Vortrag gehalten habe: „Sie erzählen uns die ganze Zeit, was da geschehen kann und bedrohen und verängstigen uns. Sagen Sie uns, was wir machen sollen.“ Da habe ich ihm gesagt: „Ich habe seit 50 Jahren gepredigt, welche Gefahren drohen und was wir nicht machen sollen und Sie haben es trotzdem getan“. Heute stehen wir vor dem Problem daß die Versäumnisse kaum mehr nachholbar sind. Wir stürzen in eine Katastrophe hinein. Und die einzige Rettung aus dieser Katastrophe bieten Hilfsmaßnahmen; eine davon ist die, Wasserreserven zu schaffen, denn der Mensch lebt vom Wasser.

### **Anmerkung**

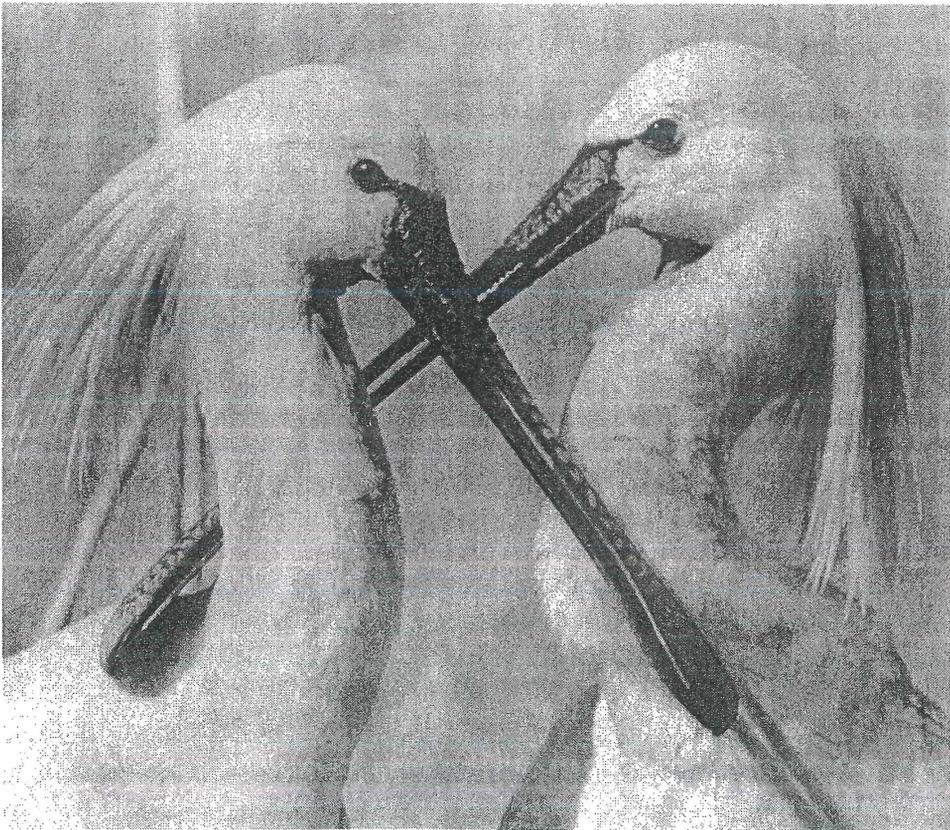
Diese Gesprächsbeiträge, die im Anschluß an das vorstehend abgedruckte Referat von Otto Koenig von ihm gesagt worden sind, wurden aus der Tonbandnachschrift in gekürzter und sprachlich geglätteter Weise wieder gegeben, wobei die Abstände zwischen den einzelnen Wortmeldungen angesichts der Tatsache, daß sie nur teilweise kenntlich gemacht waren, überhaupt weggelassen wurden. Es wurde bei der Straffung vor allem auf jene Teile verzichtet, die inhaltlich nicht eingeordnet werden konnten, weil die Anfragen, bzw. Wortmeldungen anderer Teilnehmer an der Diskussion nicht erhalten sind. Bei der sprachlichen Glättung wurde versucht, die Aussagen deutlicher und klarer hervortreten zu lassen.

G.R.



# Matreier Gespräche 1993

zum Thema  
Gruß  
&  
Abschied



Veranstalter:  
Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg  
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung  
Kulturamt der Tiroler Landesregierung

19. MATREIER GESPRÄCHE 1993  
=====

Thema: " GRUß UND ABSCHIED"  
=====

Tagungsprogramm  
=====

3.Dezember =====	Anreise
20.00	Festlicher Eröffnungsabend im Gasthof Hinteregger
4.Dezember =====	
8.00	Gemeinsames Frühstück
9.00- 9.15	Prof.Dr.M.LIEDTKE: Eröffnung der Tagung <u>Diskussionsleitung:</u> Dr.H.HELLER
9.15-10.30	Dr.H.P.KOLLAR: Film und Einführung
10.30-10.45	Pause
10.45-12.00	Prof.Dr.I.EIBL-EIBESFELDT: "Universalien im menschlichen Grußverhalten" anschließend Mittagessen <u>Diskussionsleitung:</u> Dr.U.KREBS
14.00-15.15	Prof.Dr.J.ZWERNEMANN: "Gruß und Abschied bei den westafrikanischen Savannenvölkern"
15.15-16.30	Prof.Dr.W.HIRSCHBERG: "Grußsitten"
16.30-16.45	Pause
16.45-18.00	Dr.F.SIMON - Filme
19.30	Gemeinsames Nacht Mahl

5. Dezember  
=====

- 8.00                   gemeinsames Frühstück
- Diskussionsleitung: Dr.H.P.KOLLAR
- 8.30- 9.45           Prof.Dr.G.REINGRABNER: "Inhalt von Gruß und  
Abschied und die Reaktion darauf in der  
biblischen Tradition
- 9.45-11.00           Prof.Dr.M.LIEDTKE: "Formen der Ritualisierung  
von Gruß und Abschied in der Liturgie der  
römisch-katholischen Kirche."
- 11.00-11.15           Pause
- 11.15-12.30           Prof.Dr.W.L.FISCHER: "Der Einsatz mathematischer  
Methoden in der Ethologie - Beispiel: Gruß und  
Abschied -"
- anschließend Mittagessen
- Diskussionsleitung: Prof.Dr.G.REINGRABNER
- 14.30-15.45           Dr.Ch.SÜTTERLIN: "Zur Ikonographie der Pforte"  
(Universalien)
- 15.45-17.00           Dr.D.PROMP: "Friedrich Rauers: Willkomm und  
Hänselbräuche." Die ritualisierte Unterwerfung  
in kulturethologischer Sicht
- 19.00                 Kessler Stadl: Uraufführung des Films  
"Otto Koenig - Stationen eines Forscherlebens"
- anschließend Buffet

6. Dezember  
=====

- 8.00                   gemeinsames Frühstück
- 8.30                   Abfahrt nach Spittal a.d.Drau
- 10.00                 Führung durch das Heimatmuseum im Schloß Porcia
- 12.00                 Mittagessen im Hotel Alte Post

Diskussionsleitung: Prof.Dr.M.LIEDTKE

- 14.00-15.15 Dr.H.HELLER: "Heil" und "Hipp-hipp-hurra".  
Wurzeln und Wandlungen von Grußformeln
- 15.15-16.30 Prof.Dr.H.HIERDEIS: "Schulische Grußrituale"
- 16.30 Schlußdiskussion
- 18.00 Abfahrt nach Matri
- 20.00 Gemeinsames Abschlußabendessen

7.Dezember

=====

- 8.00 Frühstück
- Abreise

Wir bitten, für eventuelle kurzfristige Programmänderungen  
Verständnis zu haben.

## **Gruß und Abschied in der Überlieferung der Bibel**

I.

- a) Die biblische Überlieferung enthält in ihren beiden Teilen (Altes und Neues Testament) nicht nur einen wesentlichen Ausschnitt aus dem Traditionsgut einer Landschaft in Vorderasien und den dort lebenden Völkerschaften, und zwar aus einem Zeitraum von rund eintausend Jahren, sondern auch Aussagen über die grundlegende Gestaltung verschiedener und in ihrem Inhalt differenter Lebensformen. Begrüßung und Abschied kommen daher in ihren verschiedenen Bezügen, und zwar in personenbezogener, wie in allgemeiner Art, an vielen Stellen der biblischen Überlieferung vor. Dabei geht es nicht nur um die Wiedergabe der Grußformel an sich, beziehungsweise um Haltung und Gestik, die beim Grüßen eingenommen wird, sondern auch um die Verankerung des Grüßens und des Abschiednehmens im Welt- und Menschenbild.
- b) Gruß- und Abschiedsszenen sind von Personen überliefert, die zu einander in einem nicht lediglich oberflächlich bestimmten persönlichen Verhältnis standen. Sie sind aber auch überliefert im Blick auf Situationen, in denen sich Begegnung und Scheiden nicht als gewöhnliche, gewissermaßen einfach der Routine des Alltags entsprechende Vorgänge ergeben haben, obschon ritualisierte Formen alltäglicher Begegnung und dabei geäußelter Sätze durchaus dahin durchschlagen. Das ergibt in der Überlieferung eine besondere, in der Sache liegende Spannung, die die Bedeutsamkeit solcher Traditionen in der Bibel unterstreicht.
- c) Schließlich ist aus den erhalten gebliebenen Geschehnissen deutlich zu erkennen, dass die religiöse Lebensdimension auch und gerade in diesen Berichten enthalten ist. Darin spiegelt sich einerseits die ganzheitliche Dimension, die dem Reisen und der menschlichen Begegnung in jener Zeit zukam, andererseits lässt sich daraus etwas von der Beurteilung der Anstrengungen und Gefahren des Reisens erkennen. Weil alle diese Faktoren in engster Beziehung zur Religion und ihren Manifestationen stehen, wirkt sich das religiöse Gefühl sowie ihre Aussagen auch auf die Formen und Inhalte der Begrüßung und der Verabschiedung aus.
- d) Dabei sollte nicht übersehen werden, dass Gruß und Abschied nicht nur in der persönlichen Begegnung von Menschen Platz haben kann. Gerade dort, wo äußere Umstände, wie weite Entfernungen oder Schwierigkeiten mit den Transportmitteln (im ganzen Winter gab es etwa im Mittelmeer keine Seereisen) persönliche Begegnung nicht leicht machten, kam der Nachricht durch Boten, in der Regel also durch schriftliche Zeugnisse, ein hohes Maß an Bedeutung zu. Weil es aber auch nicht so einfach war Briefe zu tauschen, kam denen, die geschrieben wurden, große Wichtigkeit zu, die dazu führte, dass in diesen Briefen Gruß und Wunsch besonders hervortraten. Verschiedene Gesetzmäßigkeiten, die bei der persönlichen Begegnung, ihrem Anfang und ihrem Ende wirksam wurden, lassen sich also auch in den Wendungen entdecken, die in den Briefen am Anfang und am Schluss stehen, dienten diese doch der Schaffung oder der Aufrechterhaltung persönlich bestimmter Kontakte.
- e) Weiters ist daran zu erinnern, dass die biblische Überlieferung von verschiedenen Begegnungen von Menschen mit dem Göttlichen berichtet, das freilich nicht als Neutrum, sondern in personaler Gestalt den Menschen entgegentrat. Auch bei diesen Begegnungen sind Gruß und Abschied in einer gegenüber anderen Situationen meist nur leicht abgewandelten Form dokumentiert. Allerdings wird gerade damit der eigentliche Gruß, der ja einen Wunsch im Blick auf die Zuwendung Gottes enthält, gesprengt oder überhört (transzendiert).
- f) Schließlich ist auch darauf hinzuweisen, dass Begegnung und Gruß einerseits, Trennung und Abschied andererseits nicht nur verschiedenartige Emotionen auslösen, die für die Zeit des Beisammenseins bestimmend waren oder von daher bestimmt wurden, sondern auch Erkenntnisse vermittelten, vielleicht sogar Haltungen veränderten, die über die Zeit der Begegnung hinaus bestehen blieben. Der Gruß und sein Inhalt, erst recht aber der Abschied und die damit verbundenen Wünsche vermochten über die Begegnung hinaus die Einstellung des Menschen zum Leben, zu sich und zu anderen Menschen zu beeinflussen. Sie konnten

Selbsterkenntnis und Selbstwertgefühle verändern und damit "Leben" neu bestimmen. Das zeigt sich gerade bei der Betrachtung der Grußformeln und der daraufhin erfolgenden Reaktion im Bereich der biblischen Überlieferung, und zwar in recht verschiedener Weise.

## II.

- a) In der Bibel sind nicht selten ganze Szenen geschildert, in denen der Inhalt einer Begrüßung oder eines Abschieds wiedergegeben wird. In diesen Fällen ist der Gruß also eingebettet in ein Geschehen, das vor seinem Entbieten einsetzt und über die Grußformel, zum Teil auch über den Abschied hinausreicht. Gruß und Abschied bringen gewissermaßen verdichtet und verkürzt zum Ausdruck, was sich zwischen den einander Begegnenden emotional oder sachlich abspielte und in welcher Form die Begegnung erfolgte.
- b) Das zeigte sich aber auch in den immer wieder in der Bibel enthaltenen und zum Teil sogar recht ausführlich wiedergegebenen Abschiedsreden. In diesen Abschiedsreden wird auf das zurückgeblickt, was vergangen ist, es wird für die Zukunft Hoffnung gegeben, die sich einerseits als Trost angesichts des mit dem Abschied verbundenen Schmerzes zeigt, andererseits auf neue Begegnungsmöglichkeiten hinweist, beziehungsweise auf den Weiterbestand der Verbundenheit trotz räumlicher Entfernung abhebt. Daraus folgen in vielen solcher Abschiedsreden konkrete Anweisungen oder Beschreibungen, die für zukünftiges Verhalten gegeben werden. Diese Anweisungen sind entweder dem Anlass entsprechend sehr allgemein gehalten, beziehen sich also auf das ganze Leben und seine Orientierung oder nehmen sehr direkt auf unmittelbare Anlässe Bezug. Sie können sich an bestimmte Personen, an eine anwesende Gruppe oder an eine imaginäre Gemeinschaft wenden - es hängt vom Anlass und von der Person des Abschiednehmenden ab. Insgesamt kommt in vielen Fällen in diesen Reden so etwas wie eine Autorität des Abschiednehmenden zum Ausdruck.
- c) Normalerweise wird jedoch einfach eine Formel des Grußes beziehungsweise des Abschieds wiedergegeben, in der das alles, was sich gelegentlich eben in einer längeren Szene ereignet oder in einer langen Rede dargelegt worden ist, zusammengefasst wird. Die Formen, die in der Bibel verwendet werden, entsprechen durchaus dem allgemeinen Sprachgebrauch, nehmen aber vor allem dann, wenn sie von vornherein schriftlich gefasst sind, auf den besonderen Charakter der biblischen Tradition Rücksicht. Sie sind dann deutlicher noch, als dies in den allgemeinen Formeln zum Ausdruck kommt, durch die religiöse Haltung des Lebens und das Menschenverständnis der Bibel geprägt.
- d) Die Tradierung dieser Formen erfolgt entsprechend der ganzen biblischen Tradition in schriftlicher Weise. Dabei ist jedoch zu unterscheiden zwischen jenen Formen, die von vornherein schriftlich abgefasst waren, also als Gruß am Anfang eines Briefes, sei dieser als wirklicher Brief gedacht oder nur so formuliert worden und zwischen jenen, die ursprünglich ausgesprochen worden sind und erst im Zusammenhang mit der Schilderung der Begegnung schriftlich niedergelegt wurden.

## III.

- a) Der Gruß hat in der Regel die Freude über die Begegnung zum Inhalt. Die dabei verwendeten Worte haben die Überzeugung als Hintergrund, dass eben diese Begegnung etwas ist oder etwas sein kann, das den Beteiligten ein Stück zur positiven Bewältigung des Lebens helfen kann. Mit dieser Freude verbindet sich der Dank dafür, dass die Strapazen und Gefahren einer Reise überstanden wurden, dass kein Unfall oder Schaden die Begegnung verhindert hat. Das schließt den Dank dafür ein, dass die Begegnung möglich geworden ist, dass der andere auch gesund ist und dass es nunmehr zum Vortragen der beiderseitigen Anliegen kommen kann. Diese Freude spiegelt sich auch in den geschriebenen Grüßen wieder, nicht zuletzt deshalb, weil man eine Begegnung noch erwartet.
- b) Der Gruß enthält dann auch den Wunsch für Heil und Unversehrtheit, für Gemeinschaft und Frieden. Dieses Wort stellt in der biblischen Überlieferung so etwas wie den Kern allen Grüßens

dar: "Friede sei mit Dir (Euch)". Es ist in seiner ganzen Mehrdimensionalität begriffen und meint sowohl den Inhalt der Begegnung, wie das persönliche Befinden und das über die Begegnung hinausreichendes Grundelement menschlichen Daseins. Dabei ist Friede auch in seiner religiösen, also auf Gott bezogenen Dimension zu erkennen. Es ist darunter nicht nur jener von Menschen gestaltete Zustand des Ruhens der Waffen und des Streites zu verstehen, sondern auch erst recht der von Gott her zu erwartende Zustand des wirklich konfliktfreien Miteinanders, der nach vornehin zum Guten, zum Heil hin offen ist.

- c) Das Wort Friede wird in der Grußformel nicht selten mit dem Wort Gnade verbunden. Damit wird vollends die religiöse Dimension angesprochen. Gnade ist die in der Zuwendung Gottes zum Menschen erfolgende Annahme, und zwar beider, des Grüßenden und des Gegrüßten. Gnade meint die Herstellung einer weit über das Körperliche hinausgehenden Unversehrtheit, die das Ergebnis göttlichen Handelns an und für den Menschen darstellt.
- d) Freilich ist nicht immer die Freude das erste, das sich anlässlich einer Begegnung zeigt. In der Bibel wird gar nicht so selten von Angst und Furcht berichtet, die sich zwar nicht in der Grußformel, wohl aber im Verhalten von Menschen zeigt, denen unvermutet ein Gruß entboten wird. Diese Reaktion tritt vor allem in der Begegnung mit einem Übergeordneten auf, also mit dem Herrscher oder mit Gott, beziehungsweise dessen Gesandten. Sie ist die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, die in einer derartigen Begegnung blitzartig aufgeht. Angesichts des Herrn (des irdischen oder des himmlischen) wird die eigene Untreue, wird die Nichterfüllung seiner Anordnung erkannt, angesichts der Boten Gottes ist es die Sünde, die zum Ausruf "Wehe mir, ich vergehe" führt. In solchen Fällen ist die dann folgende Anrede an den Erschrockenen "Friede sei mit Dir" tatsächlich weit mehr als eine bloße Formel, sondern stellt - zusammen mit einem nachfolgenden speziellen Wort der Begrüßung und Annahme - den Hinweis darauf dar, dass solche Schuldenerkenntnis nicht zum Gericht, zur Strafe und zur Verwerfung führt, sondern den Anlass für eine Heil und Segen bringende Wirkung der Begegnung aus herrscherlicher oder göttlicher Gnade bildet. Solche Angst weicht dann in der Regel "großer Freude", weil konkrete Heilszuwendung verheißen wird. Handelt es sich um eine Begegnung mit Gottes Boten, so verbindet sich in vielen Fällen diese Heilszuwendung mit einer bestimmten, oft genau umrissenen Beauftragung, durch die das den Menschen von Gott Trennende endgültig gesprengt wird.

#### IV.

- a) Der Abschied verbindet sich stets mit Wünschen. Diese können sehr innerweltlich realistisch sein, sie können aber auch unter Bezug auf die als von Gott bestimmt empfundenen tiefen Dimensionen des Lebens weitgehend religiösen Charakter tragen. Dabei ist eine Formelhaftigkeit ebenso möglich, wie sie im größeren Teil der Briefabschlüsse des Neuen Testaments zum Ausdruck kommt, wie eine konkrete und unmittelbare Bezogenheit auf den Anlass.
- b) Der Inhalt religiöser Wünsche ist stets der Segen. Es handelt sich dabei um den Zuspruch der rettenden, heilenden und bewahrenden Gegenwart Gottes. Gegenteil des Segens ist der Fluch, der Wunsch des Verderbens. Wenn beim Abschied vom Segen gesprochen wird, dann ist das zunächst einmal der Wunsch, dass der gegenwärtige Zustand einer positiven Befindlichkeit erhalten bleibe, oder dass ein solcher hergestellt werde. Das aber ist nicht so sehr als Ergebnis menschlicher Bemühungen, denn als Geschenk Gottes möglich. Über den bloßen Wunsch hinaus stellt aber der Segen einen wirksamen Zuspruch über den Kern dieses Geschehens, nämlich der Gegenwart Gottes dar. Ein solcher Zuspruch ist nicht aufgrund magischer Praktiken, sondern wegen der vorausgegangenen allgemeinen Verheißungen Gottes möglich, die Konsequenz der durch ihn erfolgten Berufung (des Volkes wie des Einzelnen) sind. Diese Berufung ist zunächst als wirksamer Teil in der Geschichte des Volkes Israel enthalten, sodann

aber in noch erhöhten Maße in dem, was vom Kommen, Sterben und Auferstehen Jesu Christi geglaubt, erfahren und angenommen worden ist.

- c) Der Abschied kann auch angesichts des Todes erfolgen. Der Tod ist der Sünde Sold, das heißt jener Teil des Lebens, der das Ende markiert. Da ist dann ein Wiedersehen nicht mehr möglich, es sei denn, dass Gott einen Menschen ausdrücklich der Schattenexistenz der Scheol (Unterwelt) entnommen und zu sich berufen hat. Glaubte man zunächst, dass dies nur wenigen Menschen beschieden sei, sodass der Abschied in den Tod ein besonders gravierender und eigentlich endgültiger wäre, so verschoben sich im Verlauf der Zeit, in denen die biblischen Traditionen gesammelt wurden, die Vorstellungen, sodass - möglicherweise unter dem Einfluss mittelasiatischer Glaubensvorstellungen - später ein solches Herausrufen aus der Scheol als Auferstehung die gewissermaßen normale Zukunft des Menschen nach dem Sterben darstellen sollte. Das Abschiednehmen vor dem Tod wurde dadurch deutlich relativiert. Es war ein Eingang nun in Neues Leben, dem ein Schweb- oder Zwischenzustand vorgelegt war. Je länger desto deutlicher trat auch die Ansicht in den Vordergrund, dass der Gnadenwille Gottes nicht auf den jetzt gegenwärtigen Aion beschränkt sei, sondern vor allem den zukünftigen einbezog. Dem Abschied erschloss sich dadurch eine neue Dimension.

## V.

- a) Der Inhalt von Gruß und Abschied ist in der biblischen Überlieferung, also in jedem Fall durch die deutliche Bezogenheit der Existenz des Menschen durch Gott bestimmt. Diese Bezogenheit, in der sich der Rahmen von Strafe und Gnade im Verlauf der Zeit änderte und verschob, zeigte sich in den konkreten Lebensformen, also auch in den Gefahren von Wanderung und Reise, ebenso wie in der grundsätzlichen Lebensorientierung, die Gott durchaus die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens in das Leben des Einzelnen wie des Volkes, unter Umständen auch durch die Erweckung und Benutzung von Menschen als "Werkzeugen" zugestand.
- b) Dabei unterschied sich die biblische Überlieferung in der menschlichen Haltung, also der Auslieferung an eine (oder mehrere) Gottheit(en) nicht grundsätzlich von den Traditionen in anderen Religionen und Kulturen. Es war vor allem die Differenz in der Gottesvorstellung, beziehungsweise der Offenbarung Gottes und deren Verständnis, die diese Überlieferung in der Bibel von anderen unterschied. Die personalen Vorstellungen von Gott, der sich vor allem in der Geschichte seines Volkes offenbart, sind in die Inhalte der Grußformeln aufgenommen worden.
- c) Dabei ist der Sitz im Leben als Handlung, die die mit der Begegnung verbundenen Gefahren mindern oder aufheben möchte, auch in der Übernahme gewöhnlicher Grußformeln zu erkennen, die freilich in der Regel "theologisch" aufgefüllt wurden. Jemanden nach seinem Wohlergehen fragen, das bedeutete, auch auf seine Stellung vor Gott hinzuweisen und das "sei gegrüßt" des Griechen (Chaire) wurde zum Ausdruck und Zuspruch von Freude und Gnade.

## VI.

- a) Biblische Grußformeln fanden dann im christlichen Gottesdienst Verwendung. So wie schon die Grußformeln in den neutestamentlichen Briefen über die ansonsten übliche Rahmung von Privatbriefen hinausgingen und das Lesen von Stellen aus den Briefen vor der Gemeinde sie zu einer gottedienstlichen Feier und Begegnung machten, so grüßte man sich im Gottesdienst mit entsprechenden Sätzen. Aus den Briefgrüßen wurden die Formeln, die den Anfang und den Schluss des christlichen Gottesdienstes bildeten, beziehungsweise derartige Formeln wurden in den Formulierungen der Briefgrüße wirksam.
- b) Die im Gottesdienst Anwesenden, beziehungsweise darin Handelnden wechselten Grüße, die ihre Stellung und Aufgabe im Gottesdienst bestimmten und festlegten. Es ging um die Aktualisierung der in den gottedienstlichen Lesungen und Handlungen enthaltenen Verheißungen und Aufgaben. Dabei war die liturgische Ritualisierung und Fixierung wesentlich,

auch wenn sich in den Gottesdiensten verschiedenartige Traditionen neben einander halten konnten, beziehungsweise an verschiedenen Stellen des Gottesdienstes ihren Platz fanden.

- c) Am Anfang der Gottesdienste standen die Wünsche und der Zuspruch von Gnade und Friede, gelegentlich noch durch den Begriff der Barmherzigkeit ergänzt und trinitarisch aufgefüllt. Im Gottesdienst ging es um den Wunsch, dass die Gegenwart des Herrn die menschlichen Worte mit Wirkkraft ausstatte. Am Ende des Gottesdienstes stand dann der Segenswunsch, der mit den Begriffen der Gnade und des Friedens ausgedrückt wurde.
- d) Gottesdienstliche Erneuerungsbestrebungen knüpften so gut wie immer an biblische Formulierungen an, beziehungsweise verbanden diese mit den in der Zwischenzeit ausgebildeten dogmatischen Vorstellungen. Auf die Ausweitungen und Reduplikationen im Gottesdienst folgten Kürzungen und Rationalisierungen der Gottesdienstordnungen, ohne dass dabei in allen Fällen der funktionale Charakter der Grußformeln erkennbar, beziehungsweise erhalten blieb. Unverändert blieb dagegen die Bindung der liturgischen Grüße und Abschiedsformeln an die Wirklichkeit, als die man im Gottesdienst Gott selbst erlebt, beziehungsweise erleben will.

## Literatur

Matthias Augustin-Jürgen Kegler, 1987, Bibelkunde des Alten Testaments, Gütersloh, pass.

Klaus Berger, 1984, Formgeschichte des Evangeliums, Heidelberg, v.a. 75ff,

Klaus Berger, 1987, Einführung in die Formgeschichte, UTB 1444, Heidelberg

Klaus Berger, 1994, Theologiegeschichte des Urchristentums, Tübingen-Basel, 63 ff. u.ö.

A. Bremerich-Vos, 1992, Artt. Begrüßungsrede, Abschiedsrede in: Gert Ueding, Hg., Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Darmstadt, I.Bd., 5ff, 1422ff

Hans Conzelmann-Andreas Lindemann, 1988, Arbeitsbuch zum Neuen Testament, UTB 52. Heidelberg, 9. Auflage

Georg Fohrer, 1989, Erzähler und Propheten in Alten Testament, (UTB 1547), Heidelberg, 283f

Manfred Görg-Bernhard Lang, Hgg., 1991, Neues Bibellexikon, i.Bd., Tübingen, 22ff (Abschiedsrede), 956ff (Gruß)

Gerardus v.d.Leeuw, Tübingen 1956, Phänomenologie der Religion, 2. Aufl., 28, 277f

Friso Melzer, 1965, Das Wort in den Wörtern, ein Theo-philologisches Wörterbuch, Tübingen, v.a. 132ff, 150ff

Karl Ferd.Müller, Hg., 1955, Liturgia, Handbuch des evang. Gottesdienstes, Bd., II, Kassel, 569ff

Heinrich Riehm, Hg., 1988, Freude am Gottesdienst, FS für Frieder Schulz, Heidelberg, v.a. 93ff, 201ff

Ernst Sellin-Georg Fohrer, 1965, Einleitung in das Alte Testament, Heidelberg, 80ff. u.ö.

Georg Strecker, 1992, Literaturgeschichte des Neuen Testaments, Göttingen,  
UTB 1682, pass.

Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, hg. Gerhard Kittel,  
1935 Tübingen, I.Bd., 495ff

Rainer Volp, 1994, Liturgik, Bd. II, Gütersloh, 969ff

Alle angegebenen Werke enthalten weitere Literaturangaben, ebenso die Handbücher zur theologischen Wissenschaft, wie die Theol. Realenzyklopädie, Bde. I-XXXIV, Berlin 1975ff, Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Tübingen, 1998ff (bisher Bde. I-V).

### Grüßsitten

Im "Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1993" weiß *Josef Trauttmansdorff* vom Waldrapp (Gericus), an den an hohen Felswänden Marokkos freilebend wohnenden Stelzvogel zu berichten, daß bei den Brutablösungen am Nest sich beide Partner eines Paares mit einer Zeremonie begrüßen, deren Elemente an die Bettelbewegungen der Jungvögel erinnern. Gelegentlich kann dieselbe Verhaltensweise innerhalb der Gruppe auch zwischen unverpaarten Vögeln beobachtet werden. Sie werfen dabei den Kopf bis auf den Rücken zurück und senken ihn dann rasch nach vorn. Dabei wird gewöhnlich das Nacken- und Rückengefieder gestäubt. Während der Abwärtsbewegung wird jeweils ein eigenartiger, einsilbiger Laut ausgestoßen. Auf ähnliche Weise beschreibt *Josef Trauttmansdorff* von Brut und Jungenaufzucht des Kormorans (*Phalacrocorax carbo*), daß es bei der Ablöse stets zu einer Begrüßung kommt. "Der am oder im Nest befindliche Partner wirft unter Lautäußerung den Kopf und den Hals zurück. Der zweite Partner nähert sich mit aufgeblähtem Kehlsack, sowie mit gestäubtem Nackengefieder, und gibt dabei leise Laute von sich" - heißt es nach *Kortland* (1940). In: Umwelt, Nr.19, Wien 1992, S.13). "Wäre die Drohhaltung nicht von anderen Lautäußerungen begleitet, könnte man sie ohne weiteres mit der Begrüßung des ankommenden Partners verwechseln. Die Demutsgebärde ist eine der Begrüßung des neigenden oder sitzenden Partners sehr ähnliche Verhaltensweise." (a.a.O.) Es handelt sich im gegebenen Falle um eine sogenannte "Ausdrucksbewegung", die man durch den Vergleich des Verhaltens verwandter Arten *Eibl-Eibesfeldt* zufolge in einigen Fällen nicht mit einer gelernten sondern mit einer angeborenen Verhaltensweise vergleichen könnte. "Ausdrucksbewegungen entstehen oft aus anderen Verhaltensweisen, so fern diese einen bestimmten Erregungszustand des Partners regelmäßig genug begleiten, so daß sie auch einem anderen Tier (Artgenossen oder auch Artfremden) als Kennzeichen dienen können. (*Eibl-Eibesfeldt*, Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung, München 1967, S.109.).

Unter die "Demutsgebärden, Grußzeremonien und anderen Beschwichtigungs-Gebärden" rechnet *Eibl-Eibesfeldt* das Begrüßen der Partner bei den Störchen, indem sie den Kopf nach hinten auf den Rücken legen und klappern. "Das ist wohl als demonstratives Wegkehren der Waffe zu deuten, da bei Drohen die Schnabelspitze auf den Gegner weist. (a.a.O., S.10) Bei Kontakten die sich sehr gut kennen (Familien- und Rudelmitglieder), gilt auch die körperliche Berührung als Gruß. ... Schimpansen verfügen über mehrere Grußgebärden. Nach *J.van Lawick-Goodal* (1965) umarmen sie einander und küssen sich richtig mit Lippenkontakt, wenn sie einem Bekannten begegnen. Die Umarmung ist wohl aus der kindlichen Klammeraktion abzuleiten und somit infantiles Verhalten im Dienste der Gruppenbindung. Die Geste wirkt auf beide Partner beruhigend, und Goodal berichtet, daß gerade Männchen bei Angst selbst Schimpansenkinder umklammern und sich dabei beruhigen. ... Schimpansen geben sich ferner die Hände, ähnlich wie wir. Die Initiative geht vom Rangniedereren aus, der in einer Bettelbewegung die nach oben offene Hand dem Ranghöheren reicht. ...Sie beugen sich ferner beim Grüßen. ...Interessanterweise können Grußgebärden mitunter auch Elemente des Drohverhaltens enthalten. ...(*Eibl-Eibesfeldt* a.a.O., S.139 ff.)

"Ein balzender Vogel benimmt sich recht auffällig. Er spreizt die Federn, nimmt bestimmte Haltungen an, singt und bietet seinem Weibchen oft Futter und andere Geschenke an. Ein Hund begrüßt einen anderen schwanzwedelnd, wenn er ihn gut kennt, oder er knurrt den Fremden zähnefletschend an. Eine drohende Katze macht einen Buckel und faucht, sie schnurrt dagegen in freundlicher Stimmung, - schreibt *Eibl-Eibesfeldt* (a.a.O., S.106) - Ausdrucksbewegungen können angeboren oder erlernt sein. Von solchen Ausdrucksbewegungen führt die Entwicklung zur Sprache des Menschen, und von da ab auch zu den verschiedenen Grußzeremonien.

Und nun zum Menschen: Die menschliche Sprache, als die Grundlage des Menschen und der Bildung ist im Vergleich zur biologischen Evolution nur relativ wenige zehntausende Jahre alt. Sie setzt das Symbolbewußtsein, das in seiner vollen Ausbildung nur dem Menschen eigen ist voraus, und wird aus ererbten Dispositionen im sozialen Kontakt vom Kleinkind entwickelt und steht in enger Wechselwirkung mit dem Denken.

Das Wort Gruß und grüßen selbst wird u.a. nach dem Herkunftswörterbuch Etymologie des Großen Duden aus dem Mittelhochdeutschen gruezen "anreden, ansprechen, grüßen, herausfordern, angreifen" (-14.Jhdt.) abgeleitet und in der Völkerkunde als Ausdrucksform des guten Willens und der Sympathie, der Ergebenheit, Hochachtung und Wehrlosigkeit gegenüber seinem Nächsten bei Begegnung und Abschied verstanden. Die Formen bestehen aus dem Wort (Grußformel) und der vielfach zum Ritual erstarrter Grußgebärde. Wir denken z.B. an den "Guten Morgen" oder an die "Gute Nacht" und an etwa "schön" oder schlecht ist das Wetter", woraus sich dann auch eine ständige Grußform entwickeln kann, oder man verbindet das Wort mit einer Höflichkeitsgeste. Nichterwiderung eines Grußes gilt bei den meisten Völkern als ein Zeichen der Feindschaft.

Als menschliche Grußgebärden dienen u.a. neben dem Lächeln auch Gesten der symbolischen Unterwerfung. Man verbeugt sich oder nickt mit dem Kopf, und zwar in Japan genauso wie hier in Europa. Man entblößt sein Haupt und legt die Waffen ab, bezeugt also Vertrauen, indem man sich seines Schutzes entledigt - schreibt *Eibl-Eibesfeldt*. Als ein lebendes Beispiel für die menschliche Demutsgebärde bzw. Prostration, die Verehrung einer Gottheit, durch Niederwerfen und Berühren des Bodens mit der Stirn. Zahlreiche Beispiele liefern uns hierfür die Monumenta Ethnographica (Schwarzafrika) Graz 1962. Nachdem der König von Kongo von der Religion der Portugiesen gehört hatte - lesen wir - wollte auch er im christlichen Glauben unterwiesen werden. Er schickte an Johannes, König von Portugal, die schriftliche Bitte, ihm Priester zu senden, die sein Volk bekehren würden. Die Bitte wurde erfüllt und der König von Kongo empfing mit großer Freude die Abgesandten des portugiesischen Königs und seinen Priester, auch nahm er mit großem Dank das mitgesandte Kirchengesäß, Maßgewänder, Bilder und Kruzifixe. Durch dreimaligen Niederfall vor dem König von Kongo erwies sein Volk seine Demut. (*Lopez-Pigafetta*, Warhaffte und eigentliche Beschreibung des Königreiches Congo in Afrika, Frankfurt/Main 1597) Bei *Michael Hemmersam* (1619. Deutschland lesen wir: Eingeborene von der Qua-Qua-Kist (=Goldküste) fahren in ihren Kanus an die holländischen Schiffe heran. Zum Zeichen friedlicher Absicht träufeln sich die Mohren Meerwasser in die Augen und die holländischen Schiffer tun ein gleiches. (*Michael Hemmersam*: Guineische und West-Indianische Reisebeschreibung. Nürnberg 1669).

Audienz beim König von Quoja: Der Eintretende nähert sich dem König von Quoja (=Liberia), der auf einer Matte sitzt und sich in landesüblicher Weise gegen ein Stühlchen lehnt, in gebückter Haltung. Zwei Schritte vor dem König beugt er das eine Knie, stützt den Ellenbogen auf die Erde und nennt den König bei seinem Herrschernamen Dondag. Darauf antwortet der König: Namady, d.h. ich danke dir, oder er schweigt. Einen angesehenen Mann läßt der König einen Schritt von sich entfernt auf einer Matte niedersetzen und hört sein Anliegen an. Ist ein Fremder eingetroffen, der dem König eine Botschaft zu überbringen hat, läßt dieser einen Jilli oder Dolmetscher holen, der sich mit seinem Bogen vor den König stellt. Nachdem der Fremde den König auf die vorgeschriebene Weise begrüßt hat, bringt er seine Sache dem König vor, und der Dolmetscher übersetzt Stück für Stück diese Rede. (*Oliver Dapper*: Umständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa. Amsterdam 1670, S.408)

Hofzeremoniell in Loango .... Verschiedene Instrumente begleiten den Tanz der Edelleute, den sie Chilombo nennen. Mit großen Laufsritten bewegt sich der Tänzer zwei- oder dreimal hintereinander vor und zurück, dabei die Arme auf- und abbewegend. Vor dem König klatscht dann der Tänzer zwei- oder dreimal kräftig in die Hände, und auch die anderen Edelleute wiederholen gemäßigt dieses Klatschen. Hierauf wirft sich der Tänzer vor dem König nieder und wälzt sich zum Zeichen seiner Untertänigkeit zwei- oder dreimal vor ihm im Staube herum. Manche laufen nach dem Tanze stracks auf den König zu und legen die Hände auf seine Knie und den Kopf in seinen Schoß. (*Dapper* a.a.O., S.556 f.)

Krönungszeremonie im Reiche Kongo. Acht Tage bleibt der König im neuen Schlosse. In dieser Zeit besuchen ihn die Edelleute und die Portugiesen um ihm Glück zu wünschen. Die Edelleute lassen sich vor dem König auf beide Knie nieder, klatschen in die Hände und küssen dem König die Hand. Die Portugiesen beugen nur das eine Knie, und die Priester und Geistlichen begegnen dem König mit großer Höflichkeit. (*O.Dapper* a.a.O., S.564)

Der heilige Ziegenbock: ... Die Jaga in den Landschaften Donga und Angola beten einen Götzen namens Ganga-N-Zamba an, der aber in Wirklichkeit nichts anderes als ein lebendiger schwarzer Ziegenbock ist. Sowohl der männliche als auch der weibliche Singilla (Götzendiener) pflegen und hüten diesen Bock, weshalb sie auch mit dem Zunamen Ganga N-Zubi geehrt werden. Zu Neumond bestreichen sie den Rücken des Bockes mit Farberde, sie beten ihn an und schlachten für ihn Opfer. Wenn man dem Bock begegnet, wirft man sich vor ihm nieder und erweist ihm so seine Verehrung. Ihn zu schlachten und von seinem Fleisch zu essen, wäre in den Augen der Eingeborenen ein Sakrileg. Die Singilli dieser Ganga-N-Zumbi rühmen sich, mit Hilfe dieses Bockes in die Zukunft blicken und Kranke heilen zu können. (*Giovanni Antonio Cavazzi: Istorica a descrizione de tre regni Congo, Matamba, et Angola. Bologna 1687, S.230 ff.*)

Rechtsprechung. ...Der Ankläger erscheint in Kniebeuge vor dem Richter. Dieser sitzt auf einem Teppich und hat als Zeichen seiner Würde einen Richterstab in der Hand. Ein Baum oder ein Strohdach spendet dem Mani (Dorfhäuptling) Schatten. Aufmerksam hört der Richter die Aussagen des Klägers und des Angeklagten wie auch der aufgerufenen Zeugen (Freunde und Verwandte) an; sind die Zeugen nicht erschienen, wird die Verhandlung vertagt. Der Gewinner bei der Verhandlung wirft sich zum Zeichen der Dankbarkeit mit dem Gesicht der Erde zugekehrt vor dem Richter nieder, und bald kommen die Verwandten des Freigesprochenen und verkünden laut schreiend immer wieder die Argumente des Freispruchs und das Urteil des Richters. (*Girolamo Merolla: Breve Succinta relatione delwaggio nel regno di Congo nell Africa meridionale, Napoli 1692. S. 161*)

Die Bewohner von Capo Verde, Refusco, Suala, Porta dela bis nach Capo Roxo heißt es bei Gröben (1694) beten den Teufel an. Diesem bringen sie alljährlich einen Teil ihrer Güter zum Opfer, alle fünf oder sieben Jahre opfern sie einen, zwei oder noch mehr Menschen, je nach Größe ihrer Sünde. Ihre Kirche besteht aus einem von Pfählen oder Staketen umfriedeten Platz, den sie nur völlig nackt und ohne Waffen betreten dürfen. Dort werfen sie sich nieder auf die Knie, strecken die Hände von sich, schlagen sie über dem Kopf zusammen und berühren mit der Stirne den Boden, indem sie ihr Gesicht tief zur Erde beugen. Das wiederholen sie drei- oder viermal, ehe sie den Platz verlassen. Den durch die Berührung mit der Erde auf der Stirn klebende Staub und Schmutz dürfen sie nicht abwischen, sondern sie müssen damit warten, bis er von selber abfällt. (*Otto Friedrich von der Gröben: Guinesche Reise-Beschreibung, Marienwerder 1694, S.19 f.*) So weit einige Beispiele aus dem späten, bereits von den Europäern beeinflussten schwarzen Afrika.

Bei den Grußgebärden sind geheuchelte Gleichgültigkeit bis zu den temperamentvollen Ausbrüchen überquellender Herzlichkeit (Umarmung, Schulterklopfen usw.) die verschiedensten Formen der sozialen Kontaktaufnahme gegeben. Eingehend beschrieb *M.Merker* (Die Massai, Berlin 1910, S.105) die Grußformen zwischen Individuen verschiedenen Alters und Geschlechts und unterschied

1. das einfache Reichen der Hand, wobei sich die beiderseitigen, senkrecht gehaltenen Handflächen der rechten Hand berühren (beiderseits);
2. dasselbe, nachdem man vorher in die Handfläche gespuckt oder wenigstens die Geste dafür gemacht hat (beiderseits); der Kopfgruß, indem der Grüßende den Kopf neigt und Brust oder Bauch der begrüßten Person mit dem Scheitel berührt (einseitig);
3. Die Umarmung und Kuß auf beide Wangen (einseitig).  
Bei gleichem Geschlecht der Beteiligten beginnt der ältere den Gruß, bei verschiedenem Geschlecht der Mann, bei Zusammentreffen einer Frau mit einem Knaben die erstere. Die einfache Handreichung ist gebräuchlich bei Jünglingen, Kriegern, verheirateten Männern und verheirateten Frauen sowohl unter sich, als untereinander, ferner bei jungen Mädchen und Kindern unter sich. besonders herzlich wird unter Freunden, die sich lange nicht gesehen haben wird vor der Handreichung in die Hand gespuckt. (*Merker a.a.O., 105 ff.*)

Die Negritos, Pygmide der Semang und Senoi auf der malaiischen Halbinsel, zeigen sich gleichgültig, wenn sie nach langer Zeit einander wieder begegnen, denn Karei, ihre Gottheit, wünscht keine freudige Begrüßung. Bei den Andamanern (die ursprünglichen Bewohner der Andaman-Inseln)

setzt sich dagegen bei einer solchen Gelegenheit einer dem anderen auf den Schoß, sie drücken sich heftig aneinander, sie weinen laut und werden überschwänglich in ihrem Gehabe. Eine solche Begrüßung kann mitunter stundenlang dauern. Berühmt ist in diesem Zusammenhang auch der sogenannte Tränengruß der Indianer, der bis zu einem förmlichen Heulzeremoniell ausarten kann (bei Lengua, Kayapó, Karajá, in Südamerika, bei den Sioux in Nordamerika); er ist auch auf den Solomonen-Inseln im Stillen Ozean anzutreffen. Man weint vor Freude über ein Wiedersehen. Von den Musgu-Frauen (Afrika) wird berichtet, daß sie bei Ankunft Fremder zur Begrüßung Purzelbäume schlugen. Weit verbreitet ist auch in Afrika das Händereichen, wohl die einfachste Ausdrucksform der Wehrlosigkeit. Damit in Verbindung steht das gleichfalls in Afrika weit verbreitete Fingerschnalzen (Schnippen oder Schnellen), das Klappern und Klatschen mit den Händen. Als Nasengruß wird das gegenseitige Beriechen (Beschnuppeln) und Berühren mit den Nasen bei Kalmücken, Vietnamesen, Samoanern, Maori u.a. bezeichnet. Auch der Kuß (auf Mund, Hand, Haupt, Schulter) als Gruß ist weit verbreitet. Die Bisharin in NO-Afrika besitzen z.B. für Gruß und Kuß das gleiche Wort. Größte Vorsicht bei den Begegnungen mit Fremden zeigen die Tibbu (im Tibesti) in ihren umständlichen und langdauernden Grußgebärden. Einzelne Eskimostämme haben förmliche, jedoch meist friedlich verlaufende Grußduelle. Das Anbieten von Genußmitteln (Tabak, Kola, Betel u.a.) ist auch unter "Naturvölkern" eine beliebte Sitte. Schließlich wären auch noch die zahlreichen Zeichen der Unterwürfigkeit und der Erniedrigung zu erwähnen, so u.a. das Entfernen von Kleidungsstücken vor dem Hohen, die Selbsterniedrigung, das Verbeugen, der Kniefall und das bereits erwähnte Niederwerfen der Länge nach auf den Boden entweder auf den Bauch oder mit dem Rücken zur Erde zugekehrt, das sich Bewerfen mit Erde, Staub, Gras oder das Küssen der Füße des Herrschers. Ursache zahlreicher Mißverständnisse war endlich der bei vielen "Naturvölkern" der Kriegergruß, der durch die kühnen Gebärden im Waffengebrauch ausgezeichnet war und einer Angriffshandlung sehr ähnlich schien. Den meisten Grußformen liegen Elemente der Körpersprache mit Signalcharakter, wie etwa das Lächeln oder der Augenkontakt zugrunde, ähnlich wie auch die Hand zu einem Bitt- und Begrüßungssymbol ritualisiert wurde.

## Literatur

- Cavazzi, G. A. (1687): *Istorica a descrizione de tre regni Congo, Matamba, et Angola*. Bologna.  
(Siehe: Hirschberg, W.: *Monumenta Ethnographica*).
- Dapper, O. (1670): *Umständliche und eigentliche Beschreibung von Africa*. Amsterdam.  
(Siehe: Hirschberg, W.: *Monumenta Ethnographica*).
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1967): *Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung*. München.  
(1978): Zur Ethologie des menschlichen Grußverhaltens. In: *Z. für Tierpsychologie* 25.
- Grüben, O.F. von der (1664): *Guineische Reise-Beschreibung*. Marienwerde.  
(Siehe: Hirschberg, W.: *Monumenta Ethnographica*).
- Hemmersam, M (1669): *Guineische und Westindianische Reisebeschreibung*. Nürnberg  
(Siehe: Hirschberg, W.: *Monumenta Ethnographica*).
- Hirschberg, W. (1962): *Monumenta Ethnographica (Schwarzafrika)*. Graz.  
(1988): Stichwort Grußsitten: In *Neues Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin.
- Lopez-Pigafetta, (1597): *Warhaffte und eigentliche Beschreibung des Königreiches Congo in Africa*. Frankfurt a.M.  
(Siehe: Hirschberg, W.: *Monomotapa*).
- Merker, M. (1910): *Die Massai*. Berlin.
- Merolla, G.: *Breve Succinta relatione de viaggio nel regno di Congo nell Africa meridionale*.
- Trauttmansdorff, J. (1993): *Waldrapp (Geronticus eremita)*. Wilhelminenberger Tierschutzkalender.
- Trauttmansdorff, J. (1992): *Ethologie und Ökologie des Kormorans (Phalacrocorax carbo) an der Österreichischen Donau*. In: *Umwelt* Nr. 19. Schriftenreihe für Ökologie und Ethologie. Wien.

## "Heil" und "Hipp-hipp-hurra" Zur Kulturgeschichte von Grußformeln

Junge Leute von heute verabschieden sich gern mit "Tschau" = italienisch "Ciao", manchmal auch mit "Servus". Einen "Diener machen" oder gar "g'schamigster Diener" zu sagen, was zur heute belächelten Lebensart im alten k.u.k. Österreich gehörte, fänden sie unmöglich. Sie wissen nicht, dass all dies eins ist, dass Ciao von ital. sciavo = Diener kommt und Servus das lateinische Wort für Diener ist. - Die Beschäftigung mit einer einzelnen Redensart wird reizvoll durch das Aufdecken solcher Zusammenhänge. Das heißt: Selbst die kleinsten Partikel unserer Alltagskultur stehen nicht isoliert für sich da, sondern sind, nur oft nicht mehr so verstanden, Überbleibsel einer langen genetischen Kette. "Kulturethologie" will solche Evolutionsschritte in unserem Verhalten herausarbeiten, samt dem sie bedingenden ökologischen Umfeld. - An weiteren zwei Grußformeln soll dies näher demonstriert werden.

### 1.1 Ein Flüsterwitz im Dritten Reich

Zwei Irrenärzte begegnen einander. Der eine grüßt: "Heil Hitler!". Darauf der andere: "Heil du ihn!" Entnommen ist dieser grimmig lachende Dialog einer von *Hans-Jochen Gamm* herausgegebenen Sammlung "Der Flüsterwitz im Dritten Reich" (1979, 86). Scharfzünftig wird hier die bis zum Erbrechen festgefügte Formel des sog. Hitlergrußes wieder zerlegt in ihre Ausgangsteile: Der Vocativ gilt einem sprachlichen Objekt, sei es Sache, Vorgang oder Person. Das Witzige des Beispiels liegt in der absichtsvollen, grammatikalisch ja nicht grundsätzlich falschen Vertauschung von Dativ und Akkusativ.

### 1.2 Zur etymologischen Entwicklung von "Heil!"

Ursprung und Semantik des Wortes "heil" sind keineswegs eindeutig. Schon in früher Zeit vermischten sich ein altnordisches (!) Femininum und ein altnordisches Neutrum "heil", so dass nicht klar zu entscheiden ist, ob das substantivierte Adjektiv "Heil" nun "Vorzeichen" oder "Gesundheit, Segen, Glück, Wohlergehen" meint (*Kluge, F.* 221989, 300; *Grimm, J.u.W.* 1877, 517). Unübersehbar steckt aber in beiden Wurzeln etwas magisch-religiös Beschwörendes. "Heilig" und das Verbum "heilen" leiten sich davon ab, in christlicher Zeit dann auch der "Heiland" = Glücksbringer, Segensspender, Retter, Erlöser, Ewigkeitsgarant, Gott, was eine Lehnübersetzung aus lat. "salvator", griech. "sotér" ist und dort zuerst den Arztgott Asklepios kennzeichnete (*Kluge, F.* 221989, 300; *Paul, H.* 1908, 249). Als Nachfolgedanke ging von da die Kreuzinschrift "IHS" ins Volk, die Gräzisten als Christus-Monogramm, Lateiner als die Anfangsbuchstaben von "Jesus Hominum Salvator" und die lediglich deutsch sprechenden Frommen als Gnadenformel "Jesus Heiland Seligmacher" lesen.

Wie sehr allein schon das Wort "Heil" Wunderhoffnung auslöste, ist an den sog. "Heilumsweisungen" des Mittelalters zu sehen: Mit diesem Titel wurden ab 1424 in Nürnberg alljährlich an einem festen Tag nach Ostern die sonst sorgsam weggesperrten Reichskleinodien auf dem Hauptmarkt öffentlich zur Schau gestellt. Das Volk strömte in Massen herbei, weil es diesen Kronschatz als besonders mächtige Reliquien verstand und glaubte, bereits bloßes Anschauen, d.h. ein Berührungskontakt mit den Augen, erfülle Wünsche (*Reicke, E.* 1896, 382-390; *Schnelbögl, J.* 1962). In Regensburg gewährte eine ähnliche "Hailtumszaigung" einen Ablass (*Schmeller, A.* 1872/77, 1079). Auch der bekannte Kinderreim "Heile, heile Segen, drei Tage Regen, drei Tage Schnee, tut schon nimmer weh!" zeigt solche Intention, - durch die magische 3-Zahl-Betonung wohl noch heidnischer Zauberspruch, durch die Segensgebärde christianisiert. Evangelische Kirchenlieder singen vom "Heil". Und in der Universitätsstadt Erlangen wird spielerisch gern *Paulus'* 1.Thessalonicher-Brief 5.9 zitiert: "Suchet das Heil zu erlangen, durch unseren Herrn Jesus Christus".

Das Mittelalter formulierte dieses Heil-Zusprechen in der Regel als ganzen Satz (vgl. *Lexner, M.* 1872; *Grimm, J.u.W.* 1877, 818): *Stricker*, ein bürgerlicher Dichter um 1220, prostet auf gute

Gesundheit zu mit der Redewendung "umbe eines heil trinken!" *Wolfram von Eschenbach* sagt im "Parzival" (um 1210) "ûf ein heil geben". Um einen Abschiedsgruß geht es, wenn es in *Hartmann von Aues* Ritterepos "Iwein" (um 1200) heißt: "und got vüege iu heil und êre / gesehe ich iuch nimmer mêre". Im "Wigalois" des *Wirnt von Grafenberg* (um 1200/10) findet es sich ähnlich: "sie wunschten im alle heiles nâch".

Irgendwann wurde dieses "Heil" dann, dem römischen bzw. kirchensprachlichen "Salve" (regina) gleich, als einsilbiger Ruf aus dem vollen Satz herausgelöst. Geschwind will er dem Begegnenden Freundlichkeit erweisen, ihm mit der mythisch-zwingenden Kraft der Grußformel Gutes wünschen. Es fand dieselbe elliptische Verkürzung und alltagspraktische Vereinfachung statt wie bei "Grüezi", "Pfiat'di", "Ade/Adieu". Im Zuge des kulturethologischen Sparsamkeitsprinzips konnte man abspecken, solange die Verständigung nicht litt. Nach Belegen vor dem 17./18.Jahrhundert müsste man suchen. Ein "Heil Meister" in *Tatians* althochdeutscher Bibelübersetzung (um 830) steht untypisch früh.

*Lutz Röhrichs* (1992, 592) Aussage, dass "der altgermanische Heil-Gruß" erst "nach einer Unterbrechung von einem dreiviertel Jahrtausend in der Nazizeit eine anachronistische Wiedererweckung erlebte", ist nicht haltbar. Schon die Romantik griff darauf zurück. Ob sie es in jenem bekannten Impetus tat, zu vermeintlich frühesten Spuren der Muttersprache und Volkspoesie zurückzukehren (anstatt "hosianna", "vivat" usw.), bliebe zu prüfen. Jedenfalls beginnt sich das Grußwort "Heil!" im 19.Jahrhundert deutlich zu häufen (*Grimm, J.u.W.* 1877, 818): "Heil dir, o Jungfrau, liebliche Herrscherin", lautet ein Vers in *Schillers* "Braut von Messina" (II,3). Den Chor in "Zar und Zimmermann" lässt *Albert Lortzing* singen " Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen..." Auf *Richard Wagners* "Tannhäuser"-Wartburg empfangen Ritter und Edelfrauen den Landgrafen mit "Heil!, Heil! Thüringens Fürsten Heil! / Der holden Kunst Beschützer Heil!" (II,4). Und ebenso hebt seit 1793 die Königshymne Preußens an, die 1871 zur Nationalhymne im neuen Deutschen Kaiserreich aufstieg und eine vorgefundene Widmung an den Dänenkönig "Heil Christian dir" (*Harries* 1790) lediglich passend abwandelte (*Meyer* 1897, 538):

"Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands,  
Heil Kaiser, dir!  
Fühl' in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz,  
Liebling des Volkes zu sein,  
Heil, Kaiser, dir!"

Es fällt auf, dass hier stets Untergebene einem Ranghöheren ihren Gruß entbieten. Das bestätigt sich, wenn man z.B. *August Kleese's* Muster-"Reden eines Lehrers bei festlichen Gelegenheiten" (1894, 13 u. 152) durchblättert. Quantitativ ist dort aber ein "Hoch" (Lebehoch) auf den Kaiser, auf Kanzler Bismarck, auf das Vaterland, das deutsche Heer oder die deutschen Frauen noch weit häufiger als das "Heil".

### 1.3 "Gut Heil!" und "Frei Heil!" der Turner im 19.Jahrhundert.

Gleichzeitig verzweigte sich der "Heil"-Gruß nun signifikant. Neben die untertänige Huldigung nach oben trat eine Spezialisierung der Vokabel in bestimmten Berufs- und Sondersprachen. Sie wurde dort zum "zunfteigenen" Gemeinschaftsgruß und widerspiegelt somit die zunehmende Bedeutung neuer Lebensformbereiche, die typisch sind für das 19.Jahrhundert, nämlich des Vereinswesens und der Freizeitbeschäftigung Sport.

Als ältestes findet sich, erstmals belegt 1746 (*Grimm, J.u.W.* 1955, 615), das "Weidmannsheil" der Jäger. Vermutlich davon abgeleitet wurde bald das "Petriheil" der Angler (*Brockhaus* 1989, 604). Nicht vor dem Jahrhundertende, weil ja die Sachbezeichnung Ski selbst erst im 19.Jahrhundert aus dem Norwegischen entlehnt wurde (*Kluge, F.* 221989), kam "Schi Heil!" dazu, der "Gruß der Schneeschuhläufer", wie der Große Duden von 1934 (hg. *O.Basler*) widersprüchlich eindeutschte. Postkarten ab 1899 weisen auch ein "All heil!" unter Radfahrern nach (*Meiners, A.* 1991, 179).

War das "Heil!" zuvor existenziell allumfassend gewesen, wird es nun in den letztgenannten Fügungen trivialisiert zum Glück bei selbstbestimmten Freizeitaktivitäten, zur Erkennungsmarke

Gleichgesinnter. Der Wortbildungsmechanismus ist dabei stets derselbe: Das "Heil" wird durch ein vorgestelltes Substantiv oder Adjektiv spezifiziert.

Am populärsten in dieser Art, zugleich wichtigstes Zwischenglied für die Zukunft, wurde das "Gut Heil!" der Jahn'schen Turnerschaft. *Trübners* Wörterbuch (*Götze, A./ Mitzka, W.* 1936, III, 382) schreibt die Erfindung persönlich *Friedrich Ludwig Jahn* zu. Nach *Meyers* Konversations-Lexikon (5.Auflage 1897, VIII, 122) kam sie "in Erneuerung eines altdeutschen Zurufs" - also ganz die romantische Idee! - nach 1840 im Kreise des sächsischen Turnvaters *O.L.Heubner* auf, von *Jahn* lebhaft gutgeheißen. Zu dieser Datierung würde passen, dass bei Eröffnung des Turnfestes zu Barmen 1843, das man in Erinnerung der Völkerschlacht von Leipzig auch als dreißigste Wiederkehr der "deutschen Selbständigkeit" feierte, noch allgemeinpolitisch das Lied "Heil unserem König Heil!" angestimmt worden war (*Zieschang, K.* 1977, 237 Anm.69). In den frühen 1850er Jahren wurde das "Gut Heil!" u.a. zum Bruderschaftszeichen. Diese Funktion hatte es etwa in Geleitbriefen, mit denen Turnern, soweit sie als Anhänger der 48er-Revolution verfolgt wurden, von Verein zu Verein mitunter sogar bis zur Flucht nach Amerika weitergeholfen wurde (*Leipner, K.* 1973, 77-79). Als sich die zeitweilig stark demokratisch-republikanisch eingestellte Turnerschaft danach mit dem monarchischen Nationalstaat versöhnte (*Zieschang, K.* 1977, 245-268), wurde das "Gut Heil!" überall öffentlich hörbar.

1892/93 spaltete sich von der bürgerlichen Turnbewegung der "Arbeiter-Turnerbund" (ATB) ab, nicht zuletzt eine Turnorganisation während der Zeit der Sozialistengesetze (*Ueberhorst, H.* 1980, 448 u. Abb.59-62; *Nitsch, F.* u.a. 1985). Er wählte sich als neuen, zugleich plakativ gegen Entrechtung kämpfenden Gruß "Frei Heil!", der fast klang wie "Freiheit!".

Gebunden an die politische Realität der entstehenden Parteienlandschaft, bekam unser Wortfeld somit subkulturelle Töne. Als weitere Variante "Sieg Heil!" zu rufen und damit das Auftreten einer nochmals neuen politischen Kraft zu signalisieren, bedeutete von daher nur mehr einen kleinen Innovationsschritt ohne viel eigene Phantasie. Im Grund war die Parole "Heil!" schon um die Jahrhundertwende allgegenwärtig.

#### 1.4 Der Hitlergruß

*Friedrich Kluges* Etymologisches Wörterbuch (<sup>18</sup>1960, 297) sieht "Gut Heil!", den Gruß der Jahn'schen Turner, und jenes "Heil!", das Ende des 19.Jahrhunderts "zuerst im altdeutschen Österreich" als Kampfschrei der "Völkischen" erschien (so *Eichberg, H.* 1977, 119), eng verwandt. "Völkische" oder "Alldeutsche" nannten sich diejenigen, die mit *Georg Ritter von Schönerer* in Wien ("Ostdeutsche Rundschau") bereits vor dem Ersten Weltkrieg den Anschluss an das Deutsche Reich anstrebten (*Meyer* 1897, XV, 606).

Man kann daher nun spekulieren, wo *Adolf Hitler* das "Heil!" kennenlernte, - ob bei den Turnern (als welcher er sich allerdings nie beschreibt), im Theater (das Ersterlebnis des 12jährigen war in Linz der "Lohengrin", dann 1907/12 in Wien besuchte er fast täglich die Oper, hatte also von *Wagner* im Ohr "Heil dir, o Tugendreiche! Heil Elsa von Brabant!", "Heil Sachs! Heil dir Sachs! Heil Nürnbergs teurem Sachs!") oder schon als Knabe im Nationalitätenstreit des alten Österreich (wie er selbst es erklärte in "Mein Kampf" S.10). Eine direkte Linie ließe sich aufbauen wie folgt: Sachsens Vorturner *Heubner* kreiert das "Gut Heil!" - *Richard Wagner* ist ein Freund *Heubners*, beide nehmen 1849 am Dresdner Maiaufstand teil - *Hitler* begeistert sich an *Wagner*... Doch wäre solche Personalisierung wohl zu einfach, genauso wie die Turner-, Sänger- und Schützenvereine mit ihren betont deutsch-nationalen Zielen stets mehr waren als ihr Name vorgibt.

Als man später "Heil Hitler!" zu rufen anfang, wirkte der zufällige Stabreim zweifellos noch steigernd auf die Suggestivkraft dieses Grußes. Beim christlichen "Grüß Gott!" ist das ähnlich. Inhaltlich bedeutete die Dativ-Beziehung auf den Namen *Hitlers* nichts anderes, als dass durch Benutzung jenes alten imperialen Anredemusters der "Führer" eingefügt wurde in die Reihe früherer Könige und Kaiser. Solche Kontinuitätsgedanken herzustellen, die "Verbundenheit mit der Geschichte", war ein wichtiger psychologischer Trick der NSDAP. *Hans-Jochen Gamm* (1962) hat auf viele derart pseudoreligiöse Züge im "braunen Kult" aufmerksam gemacht. Oft und oft hat sich *Hitler* selber als "Werkzeug der Vorsehung" stilisiert, was nur andere Worte waren für Gottesgnadentum und daraus ableitbaren Legitimitätsanspruch. Sein Sommersitz am Obersalzberg

legte ähnliche Assoziationen nahe zur Untersberg- bzw. Kyffhäuser-Sage vom schlafenden Kaiser Barbarossa, der eines Tages wiedererwachen und Deutschland retten werde...

Das Alliterationspaar "Heil!" und "Hitler!" ergänzte sich schließlich noch durch eine dritte Komponente: das Handheben zum sog. "Deutschen Gruß". In einem der berühmten Kamingespräche im Führerhauptquartier Wolfsschanze/Ostpreußen am 3.1.1942 erzählt *Hitler* selbst, wie er zu dessen Einführung gekommen war (*Jochmann, W.* 1982, 173):

"Ich habe ihn zum Parteigruß gemacht, nachdem der Duce ihn längst hatte. Ich hatte die Beschreibung vom Reichstag in Worms gelesen: Luther wurde mit dem alten Deutschen Gruß begrüßt, der zeigen sollte, dass sie ihm nicht mit der Waffe, sondern in Frieden gegenüberstehen. Der friderizianische Gruß war noch, den Hut herauszuhalten. Im Mittelalter mussten die Unfreien die Kopfbedeckung herunternehmen, während die Edlen mit dem Deutschen Gruß begrüßt haben. Im Ratskeller in Bremen habe ich 1921/22 die Leute sich so grüßen sehen. Da ist es mir zu ersten Mal aufgefallen. Es ist das alte Überbleibsel: Ich habe keine Waffe in der Hand! Am ersten Parteitag in Weimar habe ich dann so grüßen lassen. Die SS hat es ganz stramm gemacht. Die anderen haben uns von da Faschistenhunde genannt".

*Hitler* täuscht also keine Neuschöpfung vor, sondern bekennt sich ausdrücklich zum Kulturprinzip absichtsvollen Rückgriffs auf ältere Modelle (vgl. *Liedtke, M.* 1994). Er zeichnet dabei zwei Wege nach: Der eine beschreibt seine persönliche Rezeption deutscher Geschichte, bei der sein Blick über heroische Sternstunden zu Zeiten *Friedrichs des Großen* bzw. des Wormser Reichstags 1521 zurückfuhr bis zu germanischen Archetypen. Beim anderen handelt es sich um Imitationsverhalten, das sich grenzüberschreitend-gesinnungsverwandt auf den bewunderten italienischen Duce beruft. *Mussolini* seinerseits hatte den "römischen Gruß" von den Freischärlern *Gabriele D'Annunzios* übernommen, - jenes Frühfaschisten, der 1919 Fiume/Rijeka eroberte und sich auch als Dichter so sehr in der Pose des Renaissancemenschen bzw. antik-heidnischen Helden gefiel (*Eichberg, H.* 1977, 119). - Aus der Brauchforschung ist uns dieser Mechanismus wohlvertraut: Archivalien oder z.B. ein historisches Bild im Schulbuch lösen Wiederholung aus, stiften Kultur/Tradition "aus zweiter Hand". Den Ursinn des "römischen", dann "deutschen" Grußes humanethologisch als kulturübergreifendes Friedenszeichen zu deuten, hat *Hitler* vermutlich Recht (*Eibl-Eibesfeldt, I.* <sup>15</sup>1991, 210; subtiler *Morris, D.* 1985, 141-144). Durch seinen Hinweis auf die Edelfreien engt *Hitler* ihn allerdings ein zur Geste einer Herrenklasse.

Nun lohnt es sich weiter nachzuschauen, in welchen Schritten dieses "Heil Hitler!" mit "Hand hoch" schließlich zur Kollektivgebärde einer ganzen Nation wurde. Ich will in vier Staffeln beobachten.

#### 1.4.1 Indoktrinationsebene

Wie strikt suchte die Parteileitung die "richtige" Grußformel durchzusetzen?

Der erwähnte 1.Parteitag der NSDAP fand 1926 in Weimar statt. Als *Hitler* hier - bekleidet mit Windjacke, Gamaschenhose und Jägerhut - erstmals mit ausgestrecktem rechten Arm beim Vorbeimarsch der SA und SS salutierte, erregte das allgemeines Aufsehen. In der Partei wurde der neue Gruß von da an massenhaft praktiziert (*Zelnhefer, S.* 1991, 20). Reichswehrsoldaten entband *Hitler* zunächst von dieser Sympathiebezeugung, um ihnen die 14tägige Arreststrafe für solche Verstöße gegen die militärische Grußordnung zu ersparen, die unter Generaloberst *Fritsch* (1934-1938) sogar noch einmal bestätigt wurde. - Anhand von partei- und regierungsamtlichen Verlautbarungen, die im Bundesarchiv Koblenz eingesehen werden konnten, lässt sich die fortschreitende Elaborierung dieses NS-Codes ab 1933 bestens verfolgen.

Noch am 20.11.1933 äußerte sich der Stellvertreter des "Führers", *Rudolf Heß*, in einem Rundschreiben an alle Herren Gauleiter dahingehend, "daß der Gruß 'Heil' nie durch eine Anordnung in den Gruß 'Heil Hitler' umgewandelt worden ist. Es kann daher ohne weiteres sowohl mit 'Heil', wie mit 'Heil Hitler' begrüßt werden" (BA NS 6/215 b). *Heß* reagierte auf die Tatsache, dass über diese Frage in einer Stadt bereits handgreifliche Streitigkeiten aufgekommen waren. Dahinter stand, dass der erst 1934 ausgeschaltete *Strasser*-Flügel in der NSDAP sich heftig auflehnte gegen solchen rein auf *Hitler* gemünzten Personenkult (*Eichberg, H.* 1977, 119). *Heß* begründete seine anfänglich empfohlene Zurückhaltung gleichwohl massenpsychologisch:

"Das Bild der nationalsozialistischen Revolution ... soll nicht durch Verfehlungen und Taktlosigkeiten Übereifriger getrübt werden... Demgemäß wird ausdrücklich jede Anwendung kleinlicher Schikanen untersagt. Dies bezieht sich auch auf den Versuch, bei der Hissung von Fahnen oder bei der Anwendung des 'Deutschen Grußes' außerhalb offizieller Veranstaltungen gegenüber Nichtparteigenossen einen Druck auszuüben. Der Tag wird kommen, an dem jeder Deutsche es als selbstverständliche Ehrensache ansieht, ausschließlich den 'Deutschen Gruß' zu verwenden. Der Tag wird umso früher kommen, je weniger in der Öffentlichkeit der Eindruck entsteht, daß der Gruß aufgezwungen werden soll".

gez. *R.Heß/M.Bormann* 1.11.1933 (BA NS 6/215 a)

Durch ein Schreiben *Bormanns* v. 2.5.1934 wurde der Gebrauch zunächst sogar elitär eingeschränkt: Soweit dürfe es nicht kommen, "daß jeder Biereverein sein Bundeslied mit erhobener rechter Hand" singt oder man es von den Zuschauern verlangt, wenn z.B. bei einem Fußballspiel das Saarländlied angestimmt wird. Zu gestatten (!) sei dies nur beim Horst-Wessel-Lied und beim Deutschland-Lied (BA NS 6/216, Subskriptio "Heil!"). In die gleiche Richtung ging eine Verfügung vom 14.6.1935, den Deutschen Gruß "Heil Hitler!" nicht dadurch zu banalisieren, daß man ihn in jeder Dienstpost von Polizei, Finanzämtern usw. verwende (BA NS 6/219). Nur bei Glückwunsch- und Dankschreiben sei dies angemessen (Amtsblatt d. Evang. Kirche Österreich 1939, Nr.9). Zynisch wurde die Kirche ausgegrenzt, indem verboten wurde, kirchliche Briefsachen überhaupt je mit "Heil Hitler!" zu schließen (Mündl.Mitteilung Prof.Dr. *G.Reingrabner*, Wien 1994).

Eine Ausnahme bildete von Anfang an der Sektor Schule. Dort, wo es um die Erziehung der nächsten Generation ging, griff der NS-Staatsminister für Unterricht und Kultus bereits am 27.9.1933 fest zu. Sein u.a. im Amtsblatt für Mittelfranken abgedruckter Erlaß machte von da an im Gegenüber von Lehrern und Schülern den "deutsche(n)Gruß ... durch Erheben des rechten Arms" zur Dauerpflicht, - zu Beginn und Ende jeder Unterrichtsstunde, auf dem Pausenhof, beim Schulausflug, bei zufälligen Begegnungen auf der Straße. Ein zweites Dekret v. 7.3.1934 forderte dann weiter auch noch die Worte "Heil Hitler!". Schon die allererste Lektion ihrer Fibel (*Brückl, A./ Heil, K./ Markert, K./ Schander, K.* circa 1935) übte Nürnbergs ABC-Schützen jetzt in den Hitlergruß ein: "Heil Hitler, Herr Lehrer!"

1936 hörten taktische Rücksichten ganz auf. Allgemeinst und streng mahnte die Partei nun rechtes Grußgebaren an: Beispielsweise bei Österreich-Fahrten sollten Reichsangehörige nicht "würdelos" den Deutschen Gruß vermeiden, sondern im Gegenteil die Symbole des neuen Deutschlands offen aufzeigen; an der Grenze würden Ausreisende künftig dergestalt belehrt werden (BA NS 6/224 v. 15.10.1936). Im Inland wurde der Parteigruß zum nunmehr selbstverständlich erwarteten Muß für jedermann. Auch der Wehrmacht war er mittlerweile anbefohlen (*Jochmann, W.* 1982, 173).

Die letzte Entwicklungsstufe ab etwa 1938 ist gekennzeichnet durch Ausführungsbestimmungen, die das Ausbringen des Deutschen Grußes immer weiter verfeinerten, perfektionierten und variierten: Scharf bemängelt wurde, daß "vielfach mit eingewinkeltem Arm", statt in "vorbildlicher Haltung mit ausgestrecktem Arm" begrüßt werde. Uniformträger mußten es besonders "korrekt" und "gestrafft" tun. Ranghöhere sollten nicht erst auf die Geste des anderen warten und so eventuell Säumige erzieherisch beschämen (BA NS 6/226 v 2.6.1937 u. NS 6/231 v. 24.11.1938). In geschlossenen Räumen hätten dabei, wenn den Fahnen und Nationalhymnen Ehre zu erweisen sei, alle Anwesenden die Kopfbedeckung abzunehmen; bei Veranstaltungen im Freien gelte das nur für Zivilisten (BA NS 6/329 v. 20.7.1939). Zum Großen Appell im Luitpoldhain, einem besonders zeremoniellen Programmteil der Nürnberger Reichsparteitage, gab *Bormann* den Reichs- und Gauleitern 1938 auch genaue zeitliche Richtlinien:

"Beim Aufmarsch der Standarten, die vom Ehrenmal kommen und den Mittelweg herauf zu den Tribünen marschieren, wird die rechte Hand zum Gruß erhoben von dem Augenblick an, wo die Standarten die Treppen zu ersteigen beginnen bis die letzte Standartenreihe die Tribünen erstiegen hat."

(BA NS 6/230 v. 9.8.1938).

Meine spätesten Funde, gerichtet vor allem an die Wehrmacht, datieren vom Herbst 1944, - Anweisungen zum "Deutschen Gruß" also fast schon in der Niederlage zu Kriegsende:

"Die bedingungslose Zusammenarbeit zwischen Partei und Wehrmacht, die untrennbare Einheit ihres politischen Willens und ihre gemeinsame unverbrüchliche Treue zum Führer finden ihren Ausdruck in der Verpflichtung zur gegenseitigen Erweisung des Deutschen Grußes und in dem mit ihm zu verbindenden Bekenntnis "Heil Hitler!"...."

(Generalfeldmarschall *Keitel*/Reichsleiter *Bormann* - BA NS 6/347 v. 26.8.1944)

Jedoch ist interessant zu sehen, wie sich in der Realität extrem gesteigerte Detailvorschriften und tatsächliche Auflösungserscheinungen bereits überlagerten. Teile der Armee, wo das neue Reglement nie so recht Fuß gefaßt hatte, verweigerten sich 1944 bereits öffentlich dem "Sieg Heil!" und "Deutschen Gruß" (BA NS 6/349 v. 18.11.1944).

### 1.4.2 Behörden- und Betriebsebene

Wie bereitwillig praktizierten Beamte und Wirtschaft den Nazi-Gruß im täglichen Schriftverkehr?

Berücksichtigt man, daß es anfangs, wie betont, durchaus kein unentrinnbares obrigkeitliches Diktat gab, so ist festzustellen, daß die meisten Amtsstuben und Büros der Privatwirtschaft willfährig früh vorauseilenden Gehorsam bewiesen. In den Fabrikhallen der Großindustrie galt es bereits 1933 für verbindlich, nach neuer Art zu grüßen. Und wer mit Verwaltungsstellen zu korrespondieren hatte, überwand sich teilweise auch aus Opportunismus zu dieser Floskel. Im Brief entfiel dabei natürlich die Handbewegung des Deutschen Grußes; daß man den Schreibmaschinen, von denen etliche immerhin eine SS-Rune ausdrucken konnten, auch ein solches Zeichen eingebaut hätte, ist nicht bekannt. Sehr wohl aber findet sich während des ganzen Dritten Reiches, gedeckt u.a. durch *Bormanns* Erlaß v. 7.5.1934, ebenso manche Dienst- und Geschäftspost ohne "Heil Hitler!".

### 1.4.3 Alltagsebene

Drang der Hitlergruß auch ins Privatleben der Bevölkerung ein?

Durchgesehen wurden willkürlich ausgewählte Postkarten, die in jener Zeit von Urlaub und Tagungen geschrieben wurden oder reine Benachrichtigungen enthalten. Bei völlig ungeschützter Lesbarkeit nicht ganz selbstverständlich, zeigen sie beides, - zwar Briefmarken und Stempel mit Hakenkreuz, mehrheitlich aber keinerlei politisch-ideologische Textgestaltung. Belegbar sind Fälle, wo ein Absender, Parteigenosse oder nicht, Post an immer dieselbe Person mal mit, mal ohne "Heil Hitler!" unterzeichnete, also im Grunde unreflektiert. Beim Grüßen auf der Straße wird es ähnlich gewesen sein, - allerdings wohl mit gewisser Einschätzung des Gegenübers, weil für falsches Grüßen in der Spätphase ja sogar Strafe drohte.

Sich zu entziehen und Kritik zu üben, hatte viele Formen. Eine der gefährlichsten war der subversive Witz. Die eingangs zitierte Kostprobe kursierte noch in einer zweiten Fassung:

Adolf Hitler besucht die soeben in Staatskrankenhaus umbenannte Irrenanstalt Friedrichsberg. Die Patienten, aufgestellt in Reih und Glied, empfangen den "Führer" mit dem lang eintrainierten Deutschen Gruß. Adolf jedoch sieht, daß einige Arme unten bleiben. Befremdet fragt er einen: "Warum grüßen Sie denn nicht?" Der antwortet: "Mein Führer, wir sind doch nicht verrückt! Wir sind die Wärter!" (nach *Gamm, H.J.* 1979, 86/87)

Ätzte hier der Irrenhaus-Vergleich, so wirkte ein anderes Beispiel, das teilweise dem Münchner Kabarettisten *Weiß Ferdl* zugeschrieben wird, dadurch besonders entlarvend, daß es die Pseudoreligiosität des Deutschen Grußes denunziert:

Ein hübsches Schwabenmädchen steigt in Stuttgart in die Straßenbahn und grüßt freundlich die Mitfahrenden: "Grüß Gott, ihr Leut', und au e 'Heil Hitler' für'd Anderschgläubige!" (nach *Dor, M./Federmann, R.* 1966, 57; *Gamm, H.J.* 1979, 87).

Gelacht wurde auch über jenes vorgebliche Reiseerlebnis aus Berlin, wo an den Litfaßsäulen folgende Arzneimittelwerbung zu sehen gewesen sei: "Heiltee zum Trinken", "Heilerde zum Essen", "Heil Hitler zum Kotzen" (nach *Gamm, H.J.* 1979, 87).

#### 1.4.4 Transferebene

Wie reagierte das internationale Ausland auf das deutsche "Heil!"-Geschrei?

Grußbildungen mit "Heil" hatten zunächst durchaus die Chance, als Fremd- bzw. Lehnwörter auch in andere Sprachgebiete einzudringen. Bei *Hemingway* in "Men without Women" (1928) findet sich die Stelle: "Ski heil!", said the innkeeper, "Heil!" we said... (*Simpson, J.A./ Weiner, E.S.* 1989, 108).

Anders lief es ab, als sich der deutsch-italienische Faschismus über ganz Europa verzweigte. So wie die deutschen Nazis von den Duce-Leuten zwar den römischen Gruß übernahmen, nicht aber das verbale "A noi!" ("Her zu uns!"), das sie durch "Heil!" ersetzten, machten es auch ihre Gesinnungsgenossen anderswo. Uniform wurde die Armgebärde. Den gerufenen Gruß indessen wandelte man ins Muttersprachliche ab (nach *Eichberg, H.* 1977, 119): Bei den Schweizer Frontisten hieß er "Harus!" ("Heraus zum Kampf"), bei den belgischen Nationalsozialisten "Heil't Dinaso!" (?), bei den Mitgliedern der französischen PPF "En avant, Jacques Doriot!" ("Vorwärts"), bei den niederländischen Nationalsozialisten "Hou Zee!" ("Halte Kurs"), bei den ungarischen Pfeilkreuzlern "Bátorság!" ("Mut") und bei den Donnerkreuzlern Lettlands "Sihai sweiks!" ("Kampfheil").

Einen Interpretationsansatz für diese Verschiedenheit der Parolen liefert möglicherweise die Sprachphilosophie. Nach *Heidegger* ist die Sprache "das Haus des Seins", nach *Humboldt* sind Beobachten und Denken nur in Sprache möglich ("energeia"), nach *Sapir* und *Whorf* gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip: Man philosophiert immer in der Struktur der eigenen Muttersprache; nur sie stellt Identität her. Affekt und Appell auszudrücken, eignen sich dabei besonders die Interjektionen, indem sie den vollentwickelten Satz entbehrlich machen und zugleich schlagwortartig zuspitzen. Nur das muttersprachliche Codewort - eben z.B. deutsch "Heil", italienisch "A noi", französisch "En avant" - leistet demnach ein Höchstmaß an Emotionalisierung in den eigenen Reihen (*Bollnow, O.F.* 1963; *Brockhaus* Bd.20, 1993, 705).

Hakenkreuz, Armheben und Heil Hitler waren 12 Jahre lang die Hauptsymbole, in denen man - die Hitlerpartei euphorisch, das Ausland kritisch - das "neue Deutschland" verkörpert sah. Karikaturen, die 1934 in der "New York Times" bzw. im Londoner "Punch" erschienen, focussierten auf dieses "Heil!"-Gebrüll der Deutschen. Mit Unbedenklichkeitsvermerk der NS-Schrifttumskammer wurden sie überraschend in Berlin nachgedruckt, um damit gegenläufig Stimmung zu machen gegen die Deutschfeindlichkeit der angloamerikanischen Presse (*Hanfstaengl, E.* 1935), - ein Hin- und Herfluten von Hetero- und Autostereotyp.

Auch in den USA wurde einst bei festlichen Anlässen mit vorgestrecktem Arm begrüßt. Erst in den 1930er Jahren ging man davon ab, gewissermaßen um das eigene Revier durch neue Grußsitten abzumarkieren gegen jenes des "Freißfeinds" Faschismus. Üblich wurde nun das pathetische Andrücken der rechten Hand ans Herz, das wir so oft bei Präsidenten, Olympiasiegern und anderen Honoratioren beobachten können, wenn z.B. die Nationalhymne erklingt. Zur älteren, durch den Hitlergruß verdorbenen Gepflogenheit kehrte man nie wieder zurück. Das heißt, es trat dauerhafter Wandel ein durch einen Akt bewußter Distanzierung (Mündl. Mitteilung Dr. *W.Sheldon*).

#### 1.5 Nachwirkungen über 1945 hinaus

Die Geschichte des Hitlergrußes und Deutschen Grußes ist mit dem Jahr 1945 nicht zu Ende. Evolution lässt sich nicht so einfach stoppen per Federstrich, sei es Kapitulationsurkunde oder gesetzliches Verbot bestimmter Embleme.

Bei Auslandsreisen, z.B. nach Norwegen noch in den 1990er Jahren, kann man erleben, daß Vorbehalte gegen Deutsche sich schnell kürzelhaft übersetzen in ironisches "Heil Hitler", "Sieg Heil" oder auch "Deutschland, Deutschland über alles...." Nicht nur ältere Leute, die persönlich unter dem Zweiten Weltkrieg gelitten haben, reden in solchen Anspielungen, sondern vereinzelt auch jüngere. Hier erhalten sich also Relikte, indem man vorhandene Worthülsen mit sekundären Ressentiments füllt. Das Grußzitat wird historisierend zum Mittel der Stigmatisierung.

Ein anderes kulturethologisches Prinzip führt zu innerdeutscher Gegenwart. Mit "Heil Hitler!" und "Sieg Heil!", dazu die alte Reichskriegsflagge, gefallen sich auf unseren Straßen Rechtsradikale und Neo-Nazis erneut im sprunghaften Rückgriff (vgl. *Liedtke, M.* 1994, 73/74) auf ein Gedanken- und

Verhaltensrepertoire, das wir längst überwunden glaubten. Abermals rufen Unbelehrbare mit "Heil!" zu Sammlung und Kampf, besudeln damit Gräber und Hauswände. Den Kulturrethologen muss dabei auch der Zeitfaktor interessieren, dass nämlich traurigerweise die Tabuisierung dieser ungunstigen Tradition gerade mal zwei Generationen vorhielt...

## 2.1 Der Sportgruß "Hipp-hipp-hurra!"

Nicht ganz so in die Breite wie "Heil!" drang der zweite, hier zur Betrachtung ausgewählte Gruß "Hipp-hipp-hurra!". Beide Beispiele verbindet die Tatsache, dass sie als Grußformeln unter Sportlern populär wurden. Ein so betitelt Soldatenmarschlied von *Georg Kunoth (Schnell, C. 1914)* zeigt das "Hipp, hipp, hurra!" zwar auch im militärischen Kontext des wilhelminischen Kaiserreichs. Doch blieb es in der Folge weitgehend auf den Bereich Sport begrenzt.

Zumal auf dem Fußballplatz läßt der Schiedsrichter nach dem Schlußpfiff die beiden Mannschaften noch einmal in Reihe antreten und kommandiert: "Auf die deutsche Sportkameradschaft ein dreifaches Hipp! Hipp!...", worauf die Spieler im Chor dreimal lautstark zu antworten haben: "Hurra!". In Gang gesetzt wird hier also ein Abschiedsritual. - Zu Beginn des Dritten Reiches 1933 wurde der damals schon alteingeführte Sportgruß "Hipp-hipp-hurra!" abgeschafft (*Eckardt, O. 1935, 54*), durch "Heil Hitler!" ersetzt, dann aber nach 1945 zurückgeholt. Als sich indessen die Profifußballer der 1970/80er Jahre immer unwilliger dieser, wie sie es empfanden, lächerlich-verstaubten Grußpflicht unterzogen, ja oft mit allerlei Ausreden vorher wegliefen, gab der Deutsche Fußball-Bund ihn erneut preis. Nur im Amateurfußball hielt man teilweise daran fest. Aus erzieherischen Gründen plant der bayerische Landesverband sogar, den gemeinschafts betonenden Wechselgruß "Hipp-hipp-hurra!" zumindest für Jugendmannschaften demnächst wieder obligatorisch zu machen (Mündl. Mitteilung *H.Ebersberger*).

Wie alle Grußformeln durchlief also auch das "Hipp-hipp-hurra!" zeitgeistabhängige Konjunkturen.

Formal fällt daran zunächst abermals das bekannte uralte Hexen- und Zaubermittel der dreifachen Verstärkung auf. Wir hören einen dreigliedrigen Ruf mit dreimaligem Anlaut H, der zudem dreimal wiederholt zu werden pflegt. Dieses Dreizahl-Prinzip prägte etwas anders auch schon jene ältere Fassung, wo die Triade "Hip!, hip!, hip!" hieß und erst dann das "hurrah!" nachfolgte (*Brockhaus* <sup>13</sup>1884, IX; *Meyer* <sup>5</sup>1897, VIII). Der Wegfall des dritten "hip!" zugunsten von "hurra!" machte den intendierten Dreischritt noch griffiger.

Problematischer wird die Sache freilich, wenn wir wieder nach der Herkunft und Urbedeutung dieser Wortpartikel fragen. Ein Schaubild soll, da einfache Antworten unmöglich sind, die vorhandenen Spekulationen auflisten. Auf einer höheren Interpretationsebene macht es drei allgemeinere kulturrethologische Prozesse sichtbar: Man kann es, erstens, durchaus auch Luxurierung nennen, wenn die Nachschlagewerke darüber, wo das "Hipp-hipp-hurra!" herkomme, gleich mehrere und noch dazu kontroverse Vermutungen anbieten. Zweitens handelt es sich dabei um Entstehungssagen, die sich darin ähneln, dass sie Wörter als Relikt von Ereignisgeschichte zu begreifen suchen, das heißt einer bestimmten ökologischen Situation. Drittens schließlich zeigt sich an unserem Grußkompositum, dass nicht nur sinntragende ganze Fremd- und Lehnwörter, sondern mitunter auch Einzelsilben (Morpheme) auf geographische Wanderschaft gehen. Solche Mobilität steht im Gegensatz zur muttersprachlichen Territorialität und Reviertreue anderer Wortgebilde (vgl. Kap.1.4.4).

## 2.2. "hip" oder "hep"?

Moderne deutsche Begriffslexika, z.B. die *Brockhaus-Enzyklopädie* (<sup>19</sup>1989, X, 96), das *Duden-Wörterbuch der deutschen Idiomatik* (*Drosdowski, G. 1992*) oder *Lutz Röhrichs Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten* (<sup>2</sup>1992, II, 722), erklären das "Hipp-hipp-hurra!" vorbehaltlos als Übernahme aus England. Dort sei es seit dem 17.Jahrhundert ein Ausdruck der Seeleute gewesen und später ein Jubelruf in Kreisen der Segel- und Rudersportler. Diese Translationstheorie klingt zunächst überzeugend, fassten doch wettbewerbliche Wassersportarten als solche erst unter englischem

Einfluss in Deutschland Fuß. Es waren Mitglieder der englischen Kolonie in Hamburg, die sich 1830 in einem damals völlig neuartigen "English Rowing Club" zusammenschlossen. Die Gründung des "Frankfurter Rudervereins", der früheste binnenländische Belegfall, ging 1865 von englischen Jugendlichen in Frankfurter und Offenbacher Knabeninternaten aus. In Berlin begann das Rudern mit Booten englischer Botschaftsangehöriger auf der Spree, woraus 1876 der "Berliner Ruder-Verein" erwuchs. Gleichwohl bleibt ein Widerspruch, weil nämlich Spezialliteratur zur Geschichte des deutschen Ruder- und Segelsports (*Eichberg, H.* 1980, 351-355; *Ueberhorst, H.* 1983) von einem zugleich damit angeeigneten "Hipp-hipp-hurra!" nichts weiß. Im Gegenteil: Den Sieger der ersten Ruderregatta auf der Alster 1844 grüßte man nachweislich mit "Riemen hoch" (*Ueberhorst, H.* 1983, 25/26).

Die scheinbar so präzise Auskunft der aktuellen Duden- und Brockhaus-Bände wird auch dadurch seltsam, dass ältere Auflagen derselben Werke (z.B. *Brockhaus* <sup>13</sup>1884, IX; <sup>15</sup>1931, VIII, 522; ferner *Meyer* <sup>5</sup>1897, VIII, 832) sich sehr viel vorsichtiger und allgemeiner äußern. Das "Hip! hip! (hip!) hurrah!" wird hier beschrieben als die in England übliche Art, bei allerlei Gelegenheiten, z.B. einem Festmahl, ein Hoch oder einen Trinkspruch auszubringen, so dass der in Deutschland sich einbürgernde Gebrauch als Abschlussgruß im Sport durchaus etwas veränderte. Die Zitatensammlung im "Oxford English Dictionary" (*Simpson, J.A./ Weiner, E.S.* <sup>2</sup>1989, VII, 247) bestätigt das; sie beginnt ferner auch nicht vor 1818. Ein typisches Muster stammt von *William M. Thackeray* 1849: "Here's Mrs. Smirke's health - hip, hip, hurray". Die semantische Wurzel dieser Interjektion sei unklar, sagt *Webster* (1981, II, 1071). Ein Zusammenhang mit engl. hip = Hüfte oder engl. hip = Hagebutte wird nicht hergestellt.

Einen neuen Gesichtspunkt bringt der möglicherweise signifikante Buchstabenwechsel in einer 1871 verfassten Textstelle *Thomas Carlyle's* in die Debatte, einem eng mit Deutschland vertrauten schottischen Autor. Sie lautet: "In the course of the installation dinner, at some high point of the hep-hep-hurrahing". Britische Sprachforscher (*Simpson, J.A./ Weiner, E.S.* <sup>2</sup>1989, VII, 247 u. 146) schließen daher auch eine Verbindung zu jenem Spottruf "Hep! Hep!" nicht aus, nach dem die antijüdischen Ausschreitungen des Jahres 1819 in Würzburg, Frankfurt, Hamburg usw. den Namen "Hep-Hep-Unruhen" haben (dazu *Jeggle, U.* 1969, 90/91; *Gidal, N.* 1988, 149; *Bott, G.* 1989, 312/14). Daß das in Deutschland gehörte Schmähwort "Hep! Hep!" sich in England gleichsam spontan, fast ohne Zeitverzug, zum Glückwunsch "hip hip" verwandelt habe, vermag aber wohl niemand zu glauben.

Und selbst wenn dies stimmte, wäre erst noch das Rätsel zu lösen, was "Hep! Hep!" bedeutet. Unentscheidbar stehen sich auch da in der Literatur mehrere Hypothesen gegenüber: Die etwas abenteuerliche Erklärung als Akrostichon, gebildet aus den Wortanfängen des judenverhöhrenden Lateinsatzes "Hierosolyma est perdita" = "Jerusalem ist verloren" (so *Gidal, N.* 1988, 149; *Röhrich, L.* <sup>2</sup>1992, 700), wird häufiger abgelehnt (z.B. *Meyer* <sup>5</sup>1897, VIII, 648; *Jeggle, U.* 1969, Anm.232). Wahrscheinlicher klingt die Ansicht *Moriz Heynes* (*Grimm, J.u.W.* 1877, X, 998/99), daß man wegen ihrer Barttracht die Juden mit dem sonst für Ziegen gebräuchlichen Lockruf "hep-hep" verspottete. *Jeggle* (1969, Anm.232) hält ferner eine Abkürzung "Heb" aus "Hebräer" für denkbar.

### 2.3 Mit "hurra" voran!

Auch für den zweiten Bestandteil unseres Grußes, das "Hurra", stehen ein einfacher und ein genetisch komplexerer Erklärungsansatz zur Wahl. Ersterer leitet ihn gewissermaßen bodenständig ab aus einem lautmalerischen Verbum "hurren" = "sich schnell und stürmisch bewegen", das als indogermanische Sprachen sowohl das Deutsche (mhd. hurren) als auch das Englische (engl. to hurry) besitzen. "Hurra" sei dazu der Imperativ (*Kluge, F.* <sup>18</sup>1960, 321). Zeitweilig fast unbeachtet, sei dieses "Hurra!" dann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neu in Mode gekommen, - als Jagdsignal, als Freudenschrei (z.B. in Schillers Dramen), als Schlachtruf der Feldsoldaten und Matrosen (*Grimm, J.u.W.* 1877, X, 1968).

Der zweite Deutungsversuch argumentiert abermals historisch bzw. im Sinn interkultureller Diffusionsprozesse. Vorbild könnte demnach ein "urah"/"urá!" gewesen sein, das, wenn nicht schon die Türken (nach *Meyer* <sup>5</sup>1897, IX, 76 und *Lokotsch, K.* 1927, Nr.2167 zu verstehen als "schlagt sie tot!"), so doch auf jeden Fall die Kosacken (*Simpson, J.A./ Weiner, E.S.* <sup>2</sup>1989, VIII, 505) als

vorwärtspeitschendes Kriegsgeschrei benutzten. Allerdings sind die russischen Erstbelege (1783) nicht älter als die deutschen (1773) und die englischen (1773). Dennoch gilt als gesichert, daß in den Befreiungskriegen 1813-1815 die Preußen das "Hurra!" der verbündeten Russen kopierten und seitdem als Schlachtruf für die Attacke der Reiterei und den Bajonettangriff reglementierten (*Grimm, J.u.W.* 1877, X, 1968; *Meyer* <sup>5</sup>1897, IX, 76). Von da an verbreitete sich das "Hurra!" in alle Sprachen Nord- und Westeuropas. Als fertiges Kombinationsprodukt für den Sportbereich kam das "Hipp-hipp-hurra!" dann innovatorisch aus England nach Deutschland zurück.

### 3. Schlussbemerkung

Die vorliegende Studie über einige Grußformeln gab Anlass zu einem Ausflug in die Sprachgeschichte, aber auch in allgemeinere Teile der Kulturgeschichte. Kulturethologisch wurde sie dadurch, dass Entwicklungsstufen und dynamische Prozesse der Einpassung in veränderliche räumliche, zeitliche und soziale Rahmenbedingungen zu beschreiben waren. Wir können daher *Konrad Lorenz* nur zustimmen, wenn er bereits in seinem Vorwort zu *Otto Königs* "Kultur und Verhaltensforschung" (1970, 11) auf die enge methodische Nähe der vergleichenden Sprachforschung zur Evolutionsbiologie und Kulturethologie hingewiesen hat.

### 4. Quellen und Literatur

- AMTSBLATT für die Evang. Kirche A.u.H.B. in Österreich (1939): 9.Stück vom 23.Mai 1939.
- AMTSBLATT Mittelfranken (1933/34)
- BASLER, Otto (1934): Der Große Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. - 11.Aufl.Leipzig.
- BERGFELD, Joachim (1988): Richard Wagner. Das Braune Buch. Tagebuchaufzeichnungen 1865 bis 1882. - Piper TB 876. München/Zürich.
- BOLLNOW, Otto Friedrich (1963): Sprachphilosophie. - Vorlesungsmitschrift Univ. Tübingen SS.1963.
- BOTT, Gerhard (Hg. 1989): Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. - Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.
- BROCKHAUS (1884): Conversations-Lexikon. - 13.Aufl. Bd.9. Leipzig.
- BROCKHAUS (1931): Der große Brockhaus. - 15.Aufl. Bd.8. Leipzig.
- BROCKHAUS (1989): Brockhaus-Enzyklopädie. - 19.Aufl. Bde.9/10. Mannheim.
- BRÜCKL, Adolf/ HEIL, Karl/ MARKERT, Karl, SCHANDER, Karl (ca.1935): Bei uns in Nürnberg. Erstes Lesebuch. - Nürnberg.
- DOR, Milo/ FEDERMANN, Reinhard (1966): Der politische Witz. - dtv 358. München.
- DUDEN (1934): Der große Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter (bearbeitet von Otto Basler). - 11.Aufl. Leipzig.
- DUDEN (1977): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. - Bd.6. Mannheim/Wien/Zürich.
- DUDEN (1992): Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Wörterbuch der deutschen Idiomatik (bearbeitet von Günther Drosdowski und Werner Scholze-Stubenrecht). - Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- ECKARDT, Olga (1937): Die Sportsprache von Nürnberg und Fürth. - Fränkische Forschungen. Arbeiten zur Sprachgeographie und zur Volkskunde Bd.8. Erlangen.
- EIBL-EIBESFELDT, Irenäus (1991): Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. - Piper TB 113. 15.Aufl. München/Zürich.
- EICHBERG, Henning/ DULTZ, Michael/ GADBERRY, Glen/ RÜHLE, Günther (1977): Massenspiele, NS-Thingspiel, Arbeiterweihespiel und olympisches Zeremoniell. - Stuttgart.

- EICHBERG, Henning (1980): Sport im 19. Jahrhundert - Genese einer industriellen Verhaltensform. - In: H. Ueberhorst (Hg.), Geschichte der Leibesübungen Bd.3,1. S.350-412. - Berlin/München/Frankfurt.
- GAMM, Hans-Jochen (1962): Der Braune Kult. Das Dritte Reich und seine Ersatzreligion. - Hamburg.
- GAMM, Hans-Jochen (1979): Der Flüsterwitz im Dritten Reich. - dtv 1252. München.
- GIDAL, Nachum T. (1988): Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. - Gütersloh.
- GÖTZE, Alfred/ MITZKA, Walther (1936): Trübners Deutsches Wörterbuch. - Berlin.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1877 u. 1955): Deutsches Wörterbuch. - Bd.10 (bearbeitet von Moriz Heyne) u. Bd.28 (bearbeitet von Alfred Götze). Leipzig.
- HANFSTAENGL, Ernst (1935): Tat gegen Tinte. Hitler in der Karikatur der Welt. Neue Folge. - Berlin.
- HENKE, Josef (1991): Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs. Bd.23 Parteikanzlei der NSDAP. - Koblenz.
- HITLER, Adolf (1925): Mein Kampf. - 2 Bde. München.
- HOBGING, Reimar (1933): Nürnberg 1933. Der erste Reichstag der geeinten deutschen Nation. - Berlin.
- ILLUSTRIERTER BEOBACHTER (1938): Nr.19.
- JEGGLE, Utz (1969): Judendörfer in Württemberg. - Volksleben. Untersuchungen d. Ludwig-Uhland-Instituts d. Univ. Tübingen Bd.23.
- JOCHMANN, Werner (Hg.1982): Adolf Hitler. Monologe im Führer-Hauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims. - München.
- KLEESE, August (1894): Reden eines Lehrers für festliche Gelegenheiten. - Breslau.
- KLUGE, Friedrich (1960 u. 1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. - 18.Aufl. Berlin (bearbeitet von Walther Mitzka), 22.Aufl. Berlin/New York (bearbeitet von Elmar Seebold).
- KOENIG, Otto (1970): Kultur und Verhaltensforschung. - München.
- Leipner, Kurt (Hg. 1973): Zur Geschichte der Deutschen Turnbewegung. - Ausstellungskatalog zum Deutschen Turnfest Stuttgart.
- LEXER, Matthias (1872): Mittelhochdeutsches Wörterbuch. - Leipzig.
- LIEDTKE, Max (1994): Verlaufsformen der Kulturentwicklung. Dargestellt am Beispiel der Form- und Funktionsveränderungen bei liturgischen Gewändern. - In: M. Liedtke (Hg.), Kulturethologie. Über die Grundlagen kultureller Entwicklungen. S.26-79. - München.
- LOKOTSCH, Karl (1927): Etymologisches Wörterbuch der europäischen Wörter orientalischen Ursprungs. - Heidelberg.
- LUTZE, Eberhard (1938): Die Deutschen Reichsinsignien und Reichskleinodien. - Nürnberg.
- MEINERS, Antonia (1991/1992): Chronik 1902. Chronik 1903. Tag für Tag in Wort und Bild. - Dortmund.
- Meyer (1897): Meyers Konversations-Lexikon. - 5.Aufl. Bde.6,8,9. Leipzig/Wien.
- MORRIS, Desmond (1985): Körpersignale - Bodywatching. - dt. Ausgabe München.
- NITSCH, Franz/ FISCHER, Jürgen/ STOCK, Klaus (1985): 90 Jahre Arbeitersport. - Münster.
- PAUL, Hermann (1908): Deutsches Wörterbuch. - Halle.
- PFEIFFER, Gerhard (1971): Nürnberg. Geschichte einer europäischen Stadt. - 2 Bde. München.

- POLLMANN, Bernhard (1991): Chronik 1906. Tag für Tag in Wort und Bild. - Dortmund.
- REICKE, Emil (1896): Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. - Nürnberg.
- REINGRABNER, Gustav/ SCHWARZ, Karl (1989): Quellentexte zur österreichischen evangelischen Kirchengeschichte zwischen 1918 und 1945. - Wien.
- RÖHRICH, Lutz (1992): Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. - 2.Aufl. 3 Bde. Freiburg/Basel/Wien.
- SCHMELLER, Johann Andreas (1872/77): Bayerisches Wörterbuch. - Reprint 1985. München.
- SCHNELBÖGL, Julia (1962): Die Reichskleinodien in Nürnberg 1424-1523. - In: Mitteilungen d. Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg Bd.51. S.78-159.
- SCHNELL, Carl (1914): Vaterlands-Lieder für die Deutsche Jugend herausgegeben im Kriegsjahr 1914. - München.
- SCHÜNEMANN, Thomas (1994): Tisch- und Grußsitten im Zivilisationsprozeß. - Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland H.82. Münster.
- SIMPSON, J.A./ WEINER, E.S. (1989): The Oxford English Dictionary. - Bd.7. Oxford.
- UEBERHORST, Horst (Hg. 1980/82): Geschichte der Leibesübungen. - Bde.3.1 u. 3.2 Berlin/München/Frankfurt.
- UEBERHORST, Horst (1983): Hundert Jahre Deutscher Ruderverband. Hannover.
- WÄGNER, Wilhelm (1912): Rom. Geschichte des römischen Volkes und seiner Kultur. - Leipzig.
- WAHRIG, Gerhard (1979): dtv-Wörterbuch der deutschen Sprache. - 2.Aufl. München.
- WEBSTER'S Third New International Dictionary (1981): Hg. Encyclopaedia Britannica Inc.. - Chicago.
- WILMANN, Helmut/ MESSINGER, Heinz (Hg. 1985): Langenscheidts Grosswörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache ("Der kleine Muret-Sanders"). - Berlin/München/Wien/Zürich/New York.
- ZELNHEFER, Siegfried (1991): Die Reichsparteitage der NSDAP. Geschichte, Struktur und Bedeutung der größten Propagandafeste im nationalsozialistischen Feierjahr. - Nürnberger Werkstücke, hg. v. Stadtarchiv Nürnberg. Bd.46.
- ZIESCHANG, Klaus (1977): Vom Schützenfest zum Turnfest. Die Entwicklung des Deutschen Turnfestes unter besonderer Berücksichtigung der Einflüsse von F.L. Jahn. - Sportwissenschaftl. Dissertationen 11.
- BUNDESARCHIV KOBLENZ: Signatur NS 6, Nr.215, 216, 219, 224, 226, 230, 231, 347, 349.

Für freundliche Ergänzungen danke ich den Herren Hans EBERSBERGER (Bayreuth, Bayer. Fußball-Verband), stud.phil. Christian HELLER (Erlangen), Prof. Dr. Max LIEDTKE (Nürnberg, Schulmuseum d. Friedrich-Alexander-Universität), Prof. Dr. Gustav REINGRABNER (Univ. Wien, Institut f.Kirchenrecht), Dr. William SHELDON (Nürnberg, Deutsch-Amerikanisches Institut) und stud.päd. Bernd WINTER (Nürnberg).

\* \* \* \*

## Helmwart Hierdeis

### Aspekte einer Geschichte des Grüßens in der Schule

I.

"Ich trat vor meinen Meister, verbeugte mich vor ihm".

"Guten Morgen Räuberbande !" - "Guten Morgen, Räuberhauptmann !"

Zwischen diesen beiden Begrüßungsformen liegen etwa 3700 Jahre Kultur- und Schulgeschichte. Die erste entstammt einem sumerischen Lehrgedicht, dessen Entstehungszeit mit ca. 1700 v.Chr. angesetzt wird (*Falkenstein, A. 1953, 128, Anm. 14*), die zweite der Erinnerung einer heute etwa 30jährigen Studentin an ihre Grundschulzeit.

Die Verbeugung vor dem Meister steht im Rahmen einer morgendlichen Szene, die uns beschreibt, wie ein Schüler zuhause aufsteht, etwas isst und trinkt, von der Mutter sein Pausenbrot erhält und sich dann auf den Weg zum "Tafelhaus", d.h. zur Schreibschule macht:

"Im Tafelhaus sagte der 'Mann vom Dienst' zu mir:

'Warum bist du (zu) spät gekommen?'

Ich bekam Angst, mein Herz klopfte.

Ich trat vor meinen Meister, verbeugte mich vor ihm.

Mein 'Vater des Tafelhauses' las meine Tafel,

wurde darüber ... (ärgerlich?), schlug mich".

Eine andere Stelle aus dem gleichen Gedicht erzählt vom Besuch des Schreiblehrers im Hause des Schreibe-Schülers:

"Den Meister geleitete man vom Tafelhaus.

Als er ins Haus (des Schülers) eintrat,

ließ man ihn auf dem Lehnstuhl sitzen,

der Sohn des Tafelhauses bediente ihn, stand vor ihm".

Im Weiteren erfahren wir, wie sehr sich der Vater des Schülers über die Lernerfolge seines Sohnes freut und das ganze Verdienst daran dem Lehrer zuschreibt, dass er ihn mit duftendem Öl besprennen läßt, ihm ein neues Kleid und einen Armreif zum Geschenk macht. Der Lehrer bedankt sich für alles und ruft den Segen Nisabas, der göttlichen Schreiberin, auf ihn herab (*Falkenstein, A. 1953, 130*).

Nimmt man die schulische und die häusliche Szene zusammen, die Verneigung des Schülers vor dem Meister einerseits, das Angebot des Lehnstuhls für den Meister und den Dienst des Schülers am Lehrer andererseits, dann läßt sich daran unschwer das Ansehen des "Tafelmeisters" erkennen. Er selbst hat in diesem Zeremoniell offenbar eine passive Rolle inne. Ihm gegenüber und mit ihm geschieht etwas. Er braucht sich die Ehrbezeugungen nur gefallen zu lassen.

Das Ansehen des Lehrers ist nicht verwunderlich angesichts der Tatsache, dass er und seinesgleichen nicht nur in die ca. 500 Zeichen der babylonischen Schrift und in Tausende von Zeichenverbindungen einführen, sondern in der Regel auch das Akkadische beherrschen und weitergeben, daneben noch die babylonische Mathematik vermitteln, ganz abgesehen von der musischen, v.a. musikalischen Seite ihrer Profession. Der "Meister" ist ein Generalist auf hohem Niveau und über lange Zeit hinweg eine singuläre Erscheinung. Wer seine Schule absolviert hat, dem stehen gehobene Positionen offen. Kein Wunder also, dass die Bevölkerung hohe Achtung vor ihm hat und dass ehrgeizige Eltern - auch solche aus den einfacheren städtischen Schichten - in die Ausbildung ihrer Kinder viel investieren und dafür Sorge tragen, dass sich ihre Söhne dem "Meister" gegenüber ehrerbietig verhalten. Wir erfahren nicht, ob die Verbeugung von einer Grußformel begleitet wird. Aber es ist denkbar, dass der Wunsch "Heil und Segen", der seinerzeit Briefe einleitete und beendete, auch hier ausgesprochen wurde (*Falkenstein, A. 1953*).

Zu der eingangs zitierten Begrüßung aus unseren Tagen gibt es keine weiteren Informationen, außer dass sich die Kinder nach dem gegenseitigen Zuruf setzen durften. Aber ganz offenkundig handelt es sich hier um einen Grundschullehrer, der keinen großen Wert auf Distanz und Förmlichkeit legt, dazu um Schülerinnen und Schüler, denen diese Nähe Spaß macht, die ihren "Räuberhauptmann" mögen, wie es auch für ihn ein Vergnügen zu sein scheint, von seiner "Räuberbande" angestrahlt zu werden.

In der Zeit zwischen den beiden Szenen hat sich einiges verändert: an den Aufgaben der Schule, an ihrem Institutionalisierungs- und Organisationsgrad, an den Rollen der Beteiligten, an den Methoden des Lehrens und Lernens, an der zeitlichen Durchgliederung der Schule, an ihrer inneren und äußeren Differenzierung, an der öffentlichen Einschätzung und an den Funktionen schulischer Bildung, an der Verbindlichkeit der Schule für alle Mitglieder der Gesellschaft, an der Zusammensetzung der Lerngruppen usw. - ganz abgesehen von den kulturellen und gesellschaftlichen Wandlungen. Gewandelt haben sich auch die Formen der Begrüßung. Dass der Gruß als solcher sich in der Schule erhalten hat, muß mit seiner quasi zeitlosen Bedeutung für die Erfüllung schulischer Funktionen zu tun haben. Außerdem ist er ein Phänomen alltäglicher Interaktion und Kommunikation. Was im Alltag sinnvoll und angebracht erscheint, hat offenbar auch in einem Sondermilieu seine Bedeutung. Der Gruß in der Schule wiederholt demnach grundsätzlich nur etwas, was auch außerhalb gilt, nur dass er an einem Ort, an dem es um Kulturtradition und Sozialisation geht, zusätzliche Funktionen erhält bzw. dass er auch im Dienste anderer Sozialisationsziele funktionalisiert werden kann.

## II.

Dem Nachweis für die Zulässigkeit dieser Annahme dienen die folgenden Beispiele aus Geschichte und Gegenwart.

1. Die "Hermeneuta Pseudositheana", ein griechisch-lateinisches Konversations-Handbuch, präsentieren einen jungen römischen Schüler aus dem Beginn des 3. Jahrhunderts nach Christus, der - ähnlich wie sein babylonischer Schulkollege 1900 Jahre früher - davon erzählt, wie er morgens aufsteht, sich wäscht und ankleidet, zur Schule geht und wieder nach Hause zurückkehrt:

"Ich verlasse das Zimmer mit meinem Pädagogen und meiner Amme, um Papa und Mama zu begrüßen. Ich begrüße sie beide und umarme sie.

Ich suche mein Schreibzeug und mein Heft und gebe sie dem Sklaven. Nun ist alles fertig, und ich mache mich, von meinem Pädagogen gefolgt, auf den Weg, durch die Säulenhalle, die zur Schule führt. ...

Meine Kameraden kommen mir entgegen. Ich begrüße sie, und sie erwidern meinen Gruß. Ich komme zur Treppe und steige sehr ruhig, wie es sich gebührt, die Stufen hinauf. In der Vorhalle lege ich meinen Mantel ab. Ich streiche mit dem Kamm über die Haare, trete ein und sage. 'Ich grüße Euch, mein Lehrer'. Er umarmt mich und grüßt mich wieder. Der Sklave reicht mir Täfelchen, Schreibzeug und Lineal.

'Grüß euch, Kameraden. Macht mir Platz (...) ! Rück ein wenig ... Ich setze mich und mache mich an die Arbeit.

...

Ich bin mit dem Lernen meiner Lektion fertig. Ich bitte den Lehrer, mich nach Hause gehen zu lassen, um zu essen. Er läßt mich gehen. Ich sage ihm 'Lebewohl', und er gibt mir meinen Gruß zurück. Ich kehre nach Hause zurück. ... Nachdem ich gegessen habe, gehe ich wieder in die Schule. Ich treffe den Lehrer beim Lesen an. Er sagt: 'An die Arbeit!' (zit.n. *Marrou, J.I.* 1957, 497 f).

Die Passage zeigt einen auffällig anderen Umgang zwischen Lehrer und Schüler. Er ist weniger distanziert und förmlich, ja geradezu familiär, wenn man daran denkt, dass der Schüler seinen Lehrer mit derselben Umarmung begrüßt wie zuvor seine Eltern. Auch findet diese Begrüßung nur einmal statt. Beim Wiedereintritt des Schülers nach der Mittagspause sagt der Lehrer nur "An die Arbeit!" Zweifelhaft ist, ob diese Art der Beziehung für ihre Zeit typisch ist. Der Umstand, dass der Text in einem "Konversationsbuch" enthalten war, läßt eher darauf schließen, dass er zumindest auch normativ gemeint war: "Schaut her", wird den Lesern gesagt, "so sollte sich ein ordentlicher Schüler verhalten!" Damit bestünde auch eine Parallele zum babylonischen Lehrgedicht.

Der nächste Zeitsprung führt in eine Epoche, da das öffentliche Interesse an der Schule und damit das Interesse an einer öffentlichen Schule zu wachsen beginnt. Das ist im Zuge der Reformation und Gegenreformation der Fall. Träger dieser Entwicklung sind v.a. Kommunen und Fürsten. Hinter ihnen stehen die Kirchen mit ihrem Anliegen, den jeweils rechten Glauben durchzusetzen. Mit ihrer inneren Organisation übernehmen die Schulen den Zeittakt der Orden und Ordensschulen. Damit entsteht eine formelle Regelung von Schulbeginn und Schulende, sowohl was die Zeiten als auch was

die Art und Weisen des Eröffnens und Beschließens angeht. Da aus dieser Zeit keine einschlägigen persönlichen Erfahrungsberichte vorliegen - das Zeitalter des erzählenden Ich beginnt etwa ein Jahrhundert später -, bleiben als Quelle die Normative übrig. Die Schulordnungen stellen jedoch in der Regel keine Forderungen hinsichtlich des Grüßens auf, sondern begnügen sich mit Anweisungen für Unterrichtsbeginn und -ende. Erstaunlich ist dabei die Übereinstimmung der entsprechenden Regeln vom 16. bis zum 18. Jahrhundert:

Die Württembergische Schulordnung von 1559 verlangt vom Schulmeister, die Kinder vor Beginn des Katechismusunterrichts in der Schule zu sammeln, sie zur Kirche zu bringen und sie danach wieder ins Schulhaus zurückzuführen. Am "Mittag, vor dem Auslassen, wenn sie heim zu Tische gehen sollen, (soll er) das Gebet mit ihnen halten ..." (zit.n. *Dietrich, Th. / Klink, J.G. 1972, 20*).

- Die Stralsunder Schulordnung 1560 schreibt vor: "Um sieben, gleich wenn sie aus der Kirche gekommen sind, soll der deutsche Präceptor mit ihnen das Morgengebet beten: "Ich danke dir, mein himmlischer Vater ect." (zit.n. *Dietrich, Th. / Klink, J.G. 1972, 29*).

- Die Schulordnung der Fürstentümer Obern und Niedern Bayerlandes von 1569 verlangt, daß die "Schul- und Lehrmeister ihre befohlene Jugend vor allen Dingen zur Gottesfurcht anweisen und halten und deswegen die Lectiones, oder was sie den Kindern vorzugeben haben, alle Tage mit dem Gebet des Vaters unsers, Englischen Gruß und Glaubens anfangen, welche die Jugend, sämtlich kniend und züchtig, überlaut spricht...

Dann zu abends, ehe die Jugend von der Schule wieder heimgelassen, soll das Lernen abermals mit einem christlichen alten Lobgesang als mit dem Hymnus *Christe qui lux, Te lucis ante terminus, Nunc dimittis, Salve Regina* oder was nach Gelegenheit der Zeit und Feste bequemlich ist, geschlossen und den Schulkindern ernstlich eingebunden werden, daß sie mit Gottesfurcht und guter Zucht zu Bette gehen, damit sie alle Gottseligkeit und christlichen Gehorsam von erster Jugend an lernen, einnehmen und hiernach im ganzen Leben behalten" (zit.n. *Dietrich, Th. / Klink, J.G. 1972, 27/28*).

- Die "Ratio Studiorum" der Jesuiten von 1599 weist mehrfach darauf hin, daß zu Beginn des Unterrichts "einer ein passendes Gebet (spreche), welches der Lehrer und alle Schüler barhäuptig und kniend anhören sollen, der Lehrer selbst mache vor dem Beginn der Lektion mit entblößtem Haupte das Kreuzzeichen und beginne" (zit.n. *Hülshoff, Th. / Reble, A. 1967, 42*).

- Die Gothaische Schulordnung von 1642 versucht auf das Verhalten der Schüler in Öffentlichkeit und Familie Einfluß zu nehmen. So heißt es in Artikel 22: "Vor geist- und weltlichen Amtspersonen, auch alten und anderen ehrlichen Manns- und Weibspersonen sollen die Knaben auf der Gasse, und wo sie sonst zu ihnen kommen, die Hüte abziehen" (zit.n. *Dietrich, Th. / Klink, J.G. 1972, 100*).

- Die Heilbronner Schulordnung von 1738 fordert: "Die Schule solle allezeit mit dem Gebet anfangen und niemals ohne Gebet beschlossen werden" (zit.n. *Dietrich, Th. / Klink, J.G. 1972, 133*).

- Die Idsteiner "Schulgesetze zur Bekämpfung der burschikosen Lebensart" von 1790 fordern von den Gymnasiasten, "den Lehrern ... allen Respekt, Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam zu erweisen ... mithin sich weder mit Worten, noch durch Zeichen und Tathandlungen gegen sie zu vergehen ..." (zit.n. *Rutschky, K. 1983, 588*).

### III.

Vom Gruß ist in allen diesen Beispielen nicht die Rede. Ist er zu selbstverständlich oder wird bewußt auf ihn verzichtet? Auffällig ist, dass neben die Anordnungen betreffend den Anfang und das Ende des Unterrichts (Gebet und Gesang erhalten sich in diesem Zusammenhang noch bis in unsere Gegenwart hinein, besonders in Schulen mit ausdrücklich christlichem Selbstverständnis; manchmal treten Sinnsprüche und -lieder an ihre Stelle) zunehmend allgemeine Anstandsregeln treten, deren Einhaltung die Schule nach Möglichkeit überwachen soll. Erst mit der Durchsetzung der Allgemeinen Schulpflicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts und mit der fast parallel dazu verlaufenden, von der Aufklärung herrührenden Bemühung um die Moralisierung des gesellschaftlichen Nachwuchses durch Erziehung (hinter der wiederum die Absicht der bürgerlichen Gesellschaft erkennbar wird, besonders die Angehörigen der unteren sozialen Schichten den eigenen

Konventionen zu unterwerfen) werden Begrüßungsvorschriften erkennbar und wird das Grüßen zum pädagogischen Problem erhoben.

- So findet sich 1828 in der Sammlung der Schulgesetze von A. Heiligbrunner der Passus: "Jedes Kind soll bei schlechtem Wetter vor der Schultür die Schuhe von Kot und Schnee reinigen, den Lehrer beim Eintritt in das Schulzimmer freundlich grüßen und sich ruhig an seinen Platz verfügen" (zit.n. *Rutschky, K.* 1983, 204).

- 1845 heißt es in den "Schulgesetzen für die Volksschulen in den k.k. österreichischen Erbstaaten": "Beym Eintritte in das Schulzimmer machet dem Lehrer oder der Lehrerin eine anständige Verbeugung. Habt ihr denselben etwas zu melden, so thut es. Grüßet alsdann auch die anwesenden Schüler und Schülerinnen" (Lesebuch für die zweyte Classe 1845, 2).

- 1860 wird den Schülern der slovenisch-deutschen Volksschulen in ihren Lesebüchern auf deutsch und slovenisch damit gedroht, daß ein Mangel an Höflichkeit gegenüber ihren Vorgesetzten auch eine Unhöflichkeit gegenüber jenen bedeute, die sie eingestellt und berufen haben, nämlich der Behörde, dem Kaiser - ja letzten Endes gegenüber Gott (Kleines Lesebuch 1860).

- 1880 wird das Stichwort "Das Grüßen" zur Ehre eines pädagogischen Handbuchs erhoben: "Man halte in der Schule darauf, daß die Schüler den eintretenden Lehrer durch ehrerbietiges Aufstehen und mit einer entsprechenden Grußformel begrüßen. Ebenso wenn der Vorsteher der Schule, ein anderer Lehrer oder sonst eine Person von Ansehen eintritt. Desgleichen mit dem Abschiedsgruß. Man halte auch von Seiten der Schule die Schüler und - mit der gehörigen Berücksichtigung der Weiblichkeit - auch die Schülerinnen zum Grüßen außer der Schule an und rüge vorkommendenfalls die Unterlassung, sei auch als Lehrer den außer der Schule begegnenden Kindern gegenüber nicht gar zu rücksichtsvoll, sondern lupfe wohl je und je auch einmal selbst dem Büblein, das bedeckten Hauptes vorübergeht, das Käßplein mit einem freundlich ernstem: 'Ich brauche deinen Gruß nicht, aber du'. Auf Dörfern erkennt man oft den Geist des Ortes und namentlich der Schule und ihrer Pfleger schon am Grüßen oder Nichtgrüßen der Kinder - und Alten.

Man begnüge sich aber nicht mit der äußeren Gewöhnung, sondern weise je und je bei älteren Kindern auch auf den tieferen Grund der allgemeinen und christlichen Humanität hin, so wie auf den tieferen Grund der Grußverweigerung: innere Roheit, Lieblosigkeit, Selbstsucht. 'Trotz unterm Hut!' 'Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz'. - Die Grußformel trete mehr und mehr aus der Gedankenlosigkeit in Bewußtsein und Wahrheit. So bietet auch das Grüßen ein Mittel zur Pflege der Selbstverleugnung, der Demut, der Wertschätzung anderer, der Liebe. Ohne sie keine wahre Bildung" (zit.n. *Rutschky, K.* 1977, 119 f).

- 1886 bemüht sich sogar einer der großen Unterrichtstheoretiker des 19. Jahrhunderts, Tuiskon Ziller, in seinen "Regierungsmaßregeln für Lehrer und Schüler" um die Modalitäten des schulischen Grüßens:

"§ 29. Der Unterricht beginnt 15 Minuten nach dem Schlag. 10 Minuten nach dem Schlag, aufs erste Läuten, soll jedes Kind in der Klasse sein;

15 Minuten nach dem Schlag, aufs zweite Läuten, tritt der Lehrer in die Klassen; derselbe ist mit vollständiger Ruhe zu erwarten.

§ 30. Beim Eintritt des Lehrers sowie eines Hospes haben sich die Kinder von ihren Sitzen zu erheben, ebenso bei deren Weggang" (zit.n. *Rutschky, K.* 1977, 211).

- Die 1906 in Graz herausgekommene Disziplin - Ordnung, die seinerzeit vor allem den ungegliederten Landschulen der Steiermark zur Beachtung anempfohlen wurde, enthält gleichfalls Hinweise auf den Schulgruß:

"10. Beim Eintritte eines Vorgesetzten oder einer anderen achtbaren Persönlichkeit haben die Schüler ruhig aufzustehen und den Wink zum Niedersetzen zu erwarten.

...

17. Nach Schluß des Unterrichts verlassen die Kinder bank- und paarweise die Schule mit kurzem Gruße und gehen von derselben schnell und anständig nach Hause" (zit.n. *Pichler, H.* 1906, 398 f).

Bis auf den kurzen Hinweis im eben zitierten Handbuch von 1880, dass auch der Lehrer, um ein gutes Beispiel zu geben, den Hut lüften soll, scheinen die Normative ausschließlich den Schülern zu

gelten. Sie haben zu grüßen, sei es durch Aufstehen, Verbeugung oder mit bestimmten Formeln, allein oder klassenweise. Dem Lehrer ist es freigestellt, darauf zu antworten.

In Zeiten der Hochbewertung militärischen Drills, wie z.B. in der Epoche Wilhelms II., bleiben die Auswirkungen auf die Umgangsformen in der Schule und damit auch auf die Eröffnungs- und Beschlußformen des Unterrichts nicht aus. So fordert 1870 Heinrich F. Kahle in einem Beitrag zur Militarisierung der Schulsprache die Einführung von Kommandos vor dem Hinausgehen. Kahles Vorschlag:

"Das Kommando vor dem Hinausgehen in den Zwischenstunden und am Schluß der Schulstunden lautet: 'Bücher weg!' oder 'Bücher zusammen! Abtreten! Erste Bank usw'" (zit.n. *Rutschky, K.* 1977, 246).

Dass Vorschläge dieser Art nicht Papier bleiben, belegt Peter Petersen in seinem Buch "Pädagogische Tatsachenforschung" mit der Schilderung eines Schulmorgens aus dem Jahr 1913:

"Die erste Unterrichtsstunde beginnt mit dem Kommando des Lehrers: 'Auf, ab. Vordermann .... Die Schüler stehen dabei militärisch stramm und schnell auf und setzen sich ebenso schnell wieder. Sehr schnell ist Ordnung und Ruhe in den Reihen" (*Petersen, P.* 1965, 31).

Es ist anzunehmen, dass dieser Drill verbreitet war, dass es daneben aber auch gewisse Varianten gab, die mit den unterrichtenden Personen zusammenhingen. Auskünfte darüber finden sich zuhauf in Autobiographien und belletristischen Darstellungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In ihnen wird die Schule im großen Umfang Gegenstand der Erinnerung und Kritik (vgl. z.B. die bei *Maier, K.E.* 1972, *Gregor-Dellin, M.* 1965, 1969, 1970 oder *Rübesamen, H.E.* 1970 angeführte Literatur). Sie lassen allerdings weniger die strukturellen Momente der Schule erkennen als die Abhängigkeit des Schülers vom Lehrer - im guten wie im schlechten Sinne.

#### IV.

Gibt es bis dahin den Schulgruß nur in den Formen, die auch sonst gegenüber Autoritäten und Vertretern der älteren Generation erwünscht oder gefordert sind, so erhält die deutsche Schule 1933 und die österreichische 1938 - beide unmittelbar nach der jeweiligen Machtübernahme durch die Nationalsozialisten - zum ersten Mal eine einheitliche Grußform, die den Unterricht und die schulischen Veranstaltungen einleitet und beschließt (vgl. *Minuth, K.H.* 1983, 658). Mit Erlaß vom 25. März 1938 wurde analog für die österreichischen Schulen verfügt:

"Zum Zwecke der Angleichung der österreichischen Schulen an die des alten Reichsgebietes werden die nachstehenden Bestimmungen aus dem Erlaß des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 20. Jänner 1934,

U II G 3186/33 (Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, Heft 3, Nr. 35, Abschnitt V) mit sofortiger Wirksamkeit auf die Schulen im Lande Österreich ausgedehnt.

'Lehrer und Schüler erweisen einander innerhalb und außerhalb der Schule den Deutschen Gruß (Hitler-Gruß).

Der Lehrer tritt zu Beginn jeder Unterrichtsstunde vor die stehende Klasse, grüßt als erster durch Erheben des rechten Armes und die Worte 'Heil Hitler'; die Klasse erwidert den Gruß durch Erheben des rechten Armes und die Worte 'Heil Hitler'. Der Lehrer beendet die Schulstunde, nachdem sich die Schüler erhoben haben, durch Erheben des rechten Armes und die Worte 'Heil Hitler'; die Schüler antworten in gleicher Weise.

Sonst grüßen die Schüler die Mitglieder des Lehrkörpers im Schulbereich nur durch Erheben des rechten Armes in angemessener Haltung.

Wo bisher der katholische Religionsunterricht mit dem Wechselspruch 'Gelobt sei Jesus Christus' - 'In Ewigkeit Amen' begonnen und beendet wurde, ist der Deutsche Gruß zu Beginn der Stunde v o r, am Ende der Stunde n a c h dem Wechselspruch zu erweisen'.

Hiezu wird noch bemerkt, daß nichtarische Schüler den Deutschen Gruß nicht zu leisten haben und daß es ausländischen Schülern freigestellt ist, ob sie ihn erweisen oder nicht".

Dass dieser Gruß - ähnlich wie religiöse Grußformen - auf einen Dritten verweist (nämlich Hitler) bzw. auf ein Drittes (nämlich Deutschland) und daß er programmatische Geltung hat, läßt auch seine Deutung erkennen, wie sie einem Diktattext für die 4. Klasse einer Vorarlberger Volksschule (ca. 1940) zu entnehmen ist:

"Was bedeutet unser Gruß? Heil ist ein uralter Gruß und bedeutet: "Ich wünsche Segen". Hitler ist mein Führer. So bedeutet dieser Gruß: "Ich wünsche meinem Führer Adolf Hitler den Segen des Allerhöchsten". Wenn ich meinem Führer Segen wünsche, so grüße ich damit mein ganzes Volk, denn Adolf Hitler ist Deutschland. Er sagt: "Alles für Deutschland". Nie werde ich anders als mit diesem Grusse grüßen, mit erhobenem Arm und freiem leuchtendem Blick; denn dieser Gruß ist zugleich ein Bekenntnis: 'Ich halte meinem Führer die Treue'".

Die Festlegung hinsichtlich Körperhaltung, Geste und Wortlaut zeigt den rituellen Charakter des Grußes. Die stimmliche Pointierung ("Zackigkeit"), ob beim Einzelgruß oder beim Gruppengruß, steht in der Tradition des Militärischen und soll Entschlossenheit und Geschlossenheit des bzw. der Grüßenden zum Ausdruck bringen.

## V.

Da die Schul- und Unterrichtsgesetze nach 1945 auf einen Regelgruß, ja überhaupt auf eine Regelung des Grüßens verzichten, entfaltet sich eine bunte Fülle von Gruß- und Verabschiedungsformen. Der Verfasser hat in diesem Zusammenhang Studierende der Universität Innsbruck sowie einige Kolleginnen und Kollegen um schriftliche Auskunft darüber gebeten,

1. welche Grußformen es zu ihrer Schulzeit vor und nach dem Unterricht gab;
2. ob sie sich an Sanktionen für unterbliebenes oder unkorrektes Grüßen erinnern können;
3. wie sie es mit dem Grüßen von Lehrern außerhalb der Schule hielten und
4. ob sie noch eine Begebenheit präsent haben, die mit dem Schulgruß zu tun hat.

Hinsichtlich der *ersten* Frage ließen die Antworten auf ein relativ einheitliches Grußzeremoniell schließen: Es besteht im Aufstehen, Einnehmen einer geraden Haltung, Schweigen, Gruß im Chor: "Grüß Gott / Guten Morgen / Auf Wiedersehen, Herr Lehrer/Frau Lehrerin; Herr Professor/Frau Professorin!" Selten werden Familiennamen genannt. Geistliche werden häufig mit "Gelobt sei Jesus Christus" begrüßt; sie antworten "In Ewigkeit. Amen". Die Uniformität des Verhaltens nimmt ab, je älter die Schüler werden. Wenige Lehrer bieten das Du an, kaum jemand reicht die Hand. Das gilt zumindest für die Stadt. In den Gymnasien entfällt der Gruß manchmal auch ganz.

Hin und wieder lassen sich die Unterrichtenden auch etwas Besonderes einfallen. So berichtet ein Kollege aus seiner Volksschulzeit (1953/54):

"Manchmal begleitete uns unser 'Fräulein' nach Hause ... An eine solche Verabschiedung - an die sich ein kurzer Hausbesuch anschloß - erinnere ich mich sehr gut. Dieses 'Fräulein' begrüßte uns Kinder oft mit einer Überraschung. Sie hatte am Vortag an die Tafel eine große Zeichnung gemacht. Am nächsten Tag klappte sie dann die Tafel auf, und wir sahen die Begrüßung, z.B. einen Osterhasen".

Auf die *zweite* Frage wurden zahlreiche Sanktionen erinnert: Ermahnungen, öffentliche Bloßstellung vor der Klasse, nochmaliges alleiniges Aufstehen, Nachsitzen, Grußwiederholung, Strafarbeiten, Strafprüfen, Benachrichtigung der Eltern, Wutanfälle der Lehrer, Stehenbleiben der Klasse, bis "absolute Ruhe" einkehrt.

Eine Studentin berichtet:

"In meiner Volksschulzeit (etwa 1965) mußte ich einmal mit meiner Klasse einen ganzen Nachmittag beim Direktor nachsitzen, weil wir bei seinem Klassenbesuch am Vormittag nicht alle gemeinsam aufgesprungen waren, um laut und deutlich 'Grüß, Gott, Herr Direktor!' zu sagen. Wir sollten eben das 'anständige Grüßen' am Nachmittag üben".

Ein Student erinnert sich:

"Ich war in der vorletzten Klasse des Gymnasiums, als ich einmal die Schule mit Kopfbedeckung betrat. Ich wurde vom Direktor aufgehalten, mußte das Gebäude noch einmal verlassen und ohne Kopfbedeckung wieder hereinkommen".

Ein Kollege hat noch eine Situation aus einem Internatsgymnasium (ca. 1958) vor Augen:

"Ich hatte den sehr alten und ehrwürdigen Chemieprofessor auf dem Gang nicht gesehen und deshalb auch nicht begrüßt. Am Anfang der folgenden Stunde kam ich sofort 'dran': 'Der R. kann nicht

grüßen, werden sehen, ob er sonst was kann!' Da ich, ansonsten eher als ein guter und braver Schüler bekannt, geschockt war, beantwortete ich die Frage nach dem Kanalsystem im Körper der Polypen im ersten Teil noch richtig ('In der Mitte befindet sich der Ringkanal' o.ä.), die zweite aber nach den in die Arme reichenden Kanälen blamabel falsch: 'Der Ärmelkanal!' - Großes Gelächter, 'Nicht genügend' und eine moralische Schlußfolgerung des Professors, daß es so den Leuten ergehe, die nicht grüßen könnten".

Die *dritte* Frage führt zur Wiedergabe etlicher Episoden, in denen die Schülerinnen und Schüler sich vor ihren Lehrern verstecken, ihnen ausweichen, sie "übersehen". Daneben steht die Wiederholung der schulischen Grußformeln auch außerhalb des Schulbereichs. Von diesem Zwang können sich offenbar nur jene freimachen, die sich ein gutes Verhältnis zu ihren Lehrern zuschreiben. Ein Sonderrolle scheint die Begegnung mit dem Religionslehrer bzw. Pfarrer zu spielen. In den ländlichen Regionen Südtirols war es früher geboten, ihm bei der Begegnung die Hand zu geben, wenn nicht sogar die Hand zu küssen. Dazu die gegensätzlichen Erinnerungen zweier Studentinnen, die sich auf den Anfang der 70er Jahre beziehen:

"Ich war als Volksschülerin immer ganz besonders verlegen und ebenso stolz, meiner Lehrerin außerhalb des Unterrichts zu begegnen. Ein Händedruck und mit meinem Vornamen angesprochen zu werden, hat mir viel bedeutet".

"Ich war neun Jahre und begegnete unserem Pfarrer auf der Straße. Da ich mich ekelte und es mir peinlich war, ihm einen Handkuß zu geben, zog ich es vor, mich hinter einem Auto, das am Straßenrand geparkt war, zu verstecken. Zum Glück bemerkte er mich nicht".

Die *vierte* Frage (nach einer besonders nachdrücklichen Erinnerung an das Grüßen in der Schule) förderte eine Reihe von Geschichten zutage, die den Aspektreichtum des Themas andeuten und zugleich die heuristische Fruchtbarkeit persönlicher Mitteilungen ahnen lassen.

Eine Südtiroler Studentin erzählt aus ihrer Zeit in der Mittelschule (ca. 1976):

"Während meiner Mittelschulzeit geschah es einmal, daß ich eine Kollegin meiner Mutter duzte. Meine Mutter war selber Lehrerin, und ich kannte diese Frau aus ihrem Freundeskreis, nicht aber in ihrer Rolle als Lehrerin. Sie wies mich strang darauf hin, daß ich in meinem Alter nie und nimmer das Recht hätte, sie zu duzen. Dies zeuge von Respektlosigkeit und lückenhafter Bildung. Nur meine Mutter habe als Kollegin dieses Privileg. - In den vergangenen zwei Jahren habe ich selbst zufällig an der Schule dieser Lehrerin unterrichtet. Vor kurzem kam ihr unerwartetes Angebot, sie doch mit 'Du' anzusprechen, weil wir ja nun Kolleginnen geworden wären!!"

Einer Studentin, die Ende der 50er Jahre die zweite Klasse der Handelsakademie besuchte, fällt folgende Szene ein:

"Wir hatten eine sehr gutmütige, junge Mathematiklehrerin. Es erschien uns 35 Mädchen zwischen 15 und 16 Jahren sehr wichtig, diese Frau einmal auf 'japanische Art' zu begrüßen. Dazu schmückten wir unsere Frisuren mit Federhaltern, Bleistiften und anderen stäbchenförmigen Gebilden, bildeten eine 'Empfangsgasse' durch die Klasse und verbeugten uns so japanisch wie es uns nur möglich war. Ich erinnere mich gut an die Mischung aus Hilflosigkeit und Ergebenheit in ihrem Gesicht, als sie unsere 'Ehrungen' entgegennahm. Eigentlich wären wir alt genug gewesen, um zu verstehen, wie kindisch das alles war, aber wir fühlten uns großartig. Wirklich großartig aber war die Haltung der Lehrerin, die diese Blödheit über sich ergehen ließ, einen freundlichen Satz an uns richtete, mit dem sie sich für unsere Aufmerksamkeit bedankte und ruhig ihre Unterrichtsarbeit aufnahm. Und das alles so selbstverständlich, daß bei uns keine Beschämung aufkam".

Von einer Kollegin stammt die folgende Episode, die zeigt, dass auch in einem "Sondermilieu", wie die Schule es darstellt, Begegnungen und Beziehungen, d.h. innere Bindungen möglich sind - wenn sie angeboten werden. Die Begebenheit fand 1974 in einer 2. Hauptschulklasse statt:

"Eine Verabschiedungsszene, die mir noch heute in spürbarer Erinnerung ist, spielte sich an jenem Tag ab, an dem unser Klassenvorstand, Frau P., uns mitteilte, daß sie mit Ende des Schuljahres wegen Schwangerschaft für etwa drei Jahre aus dem Schuldienst aussteigen werde. Die Nachricht traf mich wie ein Blitz, und ich habe zum ersten Mal in meinem Leben einen Abschied bewußt erlebt. Ansonsten habe ich mich über Abschiede meist hinweggeschwindelt. Ich fing auf der Stelle an

zu heulen, was mir besonders peinlich war, weil diese Verhaltensweise überhaupt nicht zu meinem Image (eine Kombination von aufmüpfig, laut, kämpferisch und widerständig, dabei aber sehr leistungsorientiert) in der Klasse paßte. Statt etwas zu sagen, saß ich da und heulte nur mehr 'Rotz und Wasser'. Sowohl meine Mitschülerinnen wie auch Frau P. reagierten im ersten Moment ziemlich konsterniert, bis einige Mädchen dann doch noch Worte für diese Nachricht fanden: 'Schade' und 'Wann kommen Sie wieder?' und 'Ist das schon sicher?' Frau P. tröstete und versprach, daß sie sich dafür einsetzen werde, daß wir eine Lehrerin bekämen, die wir auch möchten.

Im Rückblick denke ich, daß mir durch diesen Abschied erst klar geworden ist, was ich von ihr v.a. auf der Beziehungsebene bekommen habe. Frau P. war eine Lehrerin, die mich in all meinen Seiten angenommen, akzeptiert, ernst genommen und keine Auseinandersetzung gescheut hat. Es war mir schon damals klar, daß auch jemand anderer gut Deutsch oder Geschichte hätte unterrichten können, aber daß es hier wirklich um den Abschied von einer Beziehung ging".

## VI.

Vieles bleibt bei diesem Durchgang unbeachtet: die Begrüßung der Schulanfänger, Begrüßungen und Verabschiedungen zu Beginn und am Ende des Schuljahres, Schulabschlußfeiern, die Aufnahme neuer Schüler in die Klasse, der 'Abschied für immer' beim Tod von Lehrern und Schülern, die didaktischen Möglichkeiten, Gruß, Besinnung und Unterricht miteinander zu verbinden. Das hier ausbreitete Material läßt dennoch einige Hypothesen zu:

1. Gruß und Abschied haben in der Schule weniger mit der Aufnahme von Kontakten und mit der Sicherung von Beziehungen zu tun als mit der Eröffnung und Beendigung eines Programmes.
2. Das Grüßen in der Schule ist ein asymmetrischer Vorgang (Autoritätsgruß, Generationsgruß) und dient der Verinnerlichung eines entsprechenden Verständnisses sozialer Beziehungen.
3. Wer die Gruß- und Abschiedsformen definieren und seine Definition durchsetzen kann, ist der Ranghöhere.
4. Der Gruß in der Schule wird leicht zum Focus für eine allgemeine Disziplinierung und moralische Ertüchtigung der Schüler.
5. Die Formalisierung des Grußes und seine Durchsetzung mit Zwang fixiert Autoritätsverhältnisse.
6. Der Schulgruß findet weitestgehend ohne Körperkontakt statt.
7. Die Einbindung des Grußes in eine enge Zeitvorgabe erlaubt zwar gelegentlich Varianten, aber Luxurierungen nur in einem sehr begrenzten Umfang. Auf die Sprache der Liturgie übertragen: Es bleibt beim "tonus rectus".

Die Demokratisierung der Schule führt zur Freiheit der Entscheidung, ob und wie begrüßt werden soll; sie kann zur künstlichen Egalisierung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses führen, wie Marie Marcks sie karikiert hat (siehe Abb. unten), oder zur völligen Unverbindlichkeit und Konturlosigkeit. Sie bietet aber auch die Chance, das Verhältnis vielfältiger zu gestalten und positive emotionale Beziehungen zu eröffnen. Wie der Gruß in der Schule praktiziert und wie er von den Beteiligten bewertet und empfunden wird, könnte ein Gradmesser dafür sein, wie weit dieser Prozeß bereits gediehen ist.

## Literaturverzeichnis

- DIETRICH, Theo/ KLINK, Job Günther (Hg.): Zur Geschichte der Volksschule, Bd. 1., Bad Heilbrunn 1972<sup>2</sup>.
- FALKENSTEIN, Adam: Die babylonische Schule. In: SAECULUM IV, Heft 2, 1953.
- GREGOR-DELLIN, Martin (Hg.): Vor dem Leben. Schulgeschichten von Thomas Mann bis Heinrich Böll. München 1965.
- GREGOR-DELLIN, Martin (Hg.): Wo waren wir stehengeblieben...? Schulgeschichten. Frankfurt/Hamburg 1969.
- GREGOR-DELLIN, Martin (Hg.): Die erste Prüfung. Schulerinnerungen von Goethe bis Brecht. München 1969.
- HÜLSHOFF, Theo/ REBLE, Albert (Hg.): Zur Geschichte der Höheren Schule, Bd. 1., Bad Heilbrunn 1967.
- Kleines Lesebuch für slovenisch-deutsche Schulen. Malo berilo za slovensko - nemske sole. Wien 1860.
- Lesebuch für die zweyte Classe der Land-Schulen in den kaiserl.-königl. österreichischen Staaten. Innsbruck 1845.
- MAIER, Karl Ernst (Hg.): Die Schule in der Literatur. Bad Heilbrunn 1972.
- MARROU, Jean Irenée: Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum. Freiburg/München 1957.
- MARCKS, Marie: Krümm dich beizeiten. Heidelberg 1977.
- MINUTH, Karl Heinz (Hg.): Akten Reichskanzlei. Die Regierung Hitler, Teil 1: 1933/34. Bd. 1 (Jänner-August 1933). Boppard/Rh. 1983.
- PETERSEN, Peter: Pädagogische Tatsachenforschung. Paderborn 1965.
- PICHLER, Hans.: Vorbereitungsbuch an einklassigen Volksschulen. Oppenberg 1906.
- RUTSCHKY, Katharina: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt 1977.
- RUTSCHKY, Katharina: Deutsche Kinderchronik. Wunsch-und Schreckensbilder aus vier Jahrhunderten. Köln 1983.
- RÜBESAMEN, Hans Eckard (Hg.): Man sage nicht, Lehrer hätten kein Herz. Lesebuch über Lehrer mit Texten von Grimmelhausen bis Grass. München 1970.



**Jürgen Zwernemann**

## **Gruß und Abschied**

### **bei westafrikanischen Savannenvölkern**

Überall auf der Welt grüßen Menschen einander, wenn sie sich begegnen oder zueinander kommen und keine feindlichen Absichten hegen.

Die unterschiedlichen Formen des Grußes sind mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Die früheste zusammenfassende Arbeit hat Karl Lang in 18 Folgen in der Zeitschrift *Völkerkunde* zwischen 1926 und 1930 veröffentlicht. Lang hat alle ihm zugänglichen Quellen ausgewertet und ein reiches Material an Grußformeln und Grußgebärden zusammengetragen, vom Wortgruß über Händereichen, Berühren der Finger, Armstreichen, Umarmung, Händeklatschen, Winken, Zunicken, Verneigung, Rückenklöpfen, Streichen des Bartes, Kuß und Handkuß, Nasengruß, Tränengruß, Hutgruß, Niederwerfen bis zum Gruß der Schiffe durch Salutschüsse und Flaggendippen. Er bezieht allerdings auch Handlungen ein, die meines Erachtens eher auf magische Weise eine Segnung bedeuten, wie das Einreiben mit Salben oder Speichel<sup>1</sup>. Das Grußverhalten der Menschen hat selbstverständlich auch Ethologen vergleichend beschäftigt. Dies belegen z. B. Arbeiten von Eibl-Eibesfeldt (1968; 1982, S. 193ff.) und Morris (1978, S. 118ff.).

Ich muss zugeben, daß ich mich bei meinen Aufenthalten in Afrika selbst nicht sonderlich für Grußsitten interessiert habe und daher nur wenig zum Thema beizutragen vermag. Sicher, ich habe mich den Grußsitten angepaßt und die Grußformeln auch verwendet, ohne mich jedoch eingehender damit auseinanderzusetzen. Als Beispiele der folgenden Ausführungen zitiere ich vor allem die im Süden von Burkina Faso wohnenden Kassena und Nuna und die im „obersten Nordwesten Togos lebenden Moba.

Wenn zwei Kassena sich unterwegs treffen, grüßt einer den anderen ôdinleõ (wahrscheinlich aus die ôessenõ und le ôDankõ) etwa ôdankeõ und die Antwort ist dann ôdinleõ. Die Reduplikation der letzten Silbe bedeutet eine Verstärkung des Dankes<sup>2</sup>. Wenn man sich kennt, folgt eine Unterhaltung über das Wohlergehen, ähnlich der, die bei einem Besuch im Gehöft erfolgt. Kennen sich die Leute nicht näher, gehen sie nach dem Gruß aneinander vorbei und setzen ihren Weg fort.

Wer sich einem Kassena- oder Nuna-Gehöft nähert, der wird als Fremder unter dem Schattendach<sup>3</sup>, das sich vor jedem Gehöft befindet, Platz nehmen, bis man den Gehöft ältesten über den Besuch informiert hat, der alsbald kommt. Wird aber niemand auf den Besucher aufmerksam, ruft man oder klatscht in die Hände, in der Hoffnung, daß irgendein Gehöftbewohner dies hört. Oft trifft man den Gehöftältesten aber schon unter dem Schattendach an, denn das ist der bevorzugte Aufenthaltsort der Männer und besonders des Gehöftältesten. Dann entwickelt sich etwa folgende Konversation:

Besucher: Ich grüße [dich]!

Hausherr: Willkommen!

(Man schüttelt sich die Hand.)

Besucher: Wie ist dein Morgen?

Hausherr: Wie auch du dich erhoben hast.

Besucher: Ist alles gut [= in Ordnung]?

Hausherr: [Und] dein Gehöft?

Besucher: Ja, bei euch geht es auch gut?

Hausherr: Es geht gut.

Besucher: Und deinem ganzen Gehöft?

Hausherr: Es geht gut.

Besucher: Deine Frauen sind auch gut herausgekommen?<sup>4</sup>

Hausherr: Und deine Frauen?

Besucher: Es geht gut. Deine Kinder und deine Brüder?

Hausherr: Es geht gut. Und deinem Dorf?

Besucher: Es gibt dort keinen Krach.

Hausherr: Wir wollen, daß es dort gut geht.

Besucher: Ja.

Auf dieses ritualisierte Frage- und Antwortspiel<sup>5</sup>, das hier sehr kurz dargestellt ist, folgt die eigentliche Unterhaltung. Fragen und Antworten können sich ohne weiteres über eine Viertelstunde erstrecken, wenn man sich gut kennt. Dann wird nämlich nach dem Befinden einzelner Gehöftbewohner gefragt. Bei einem Besuch zu anderer Tageszeit würde die erste Frage lauten: Wie ist dein Mittag? bzw. Nachmittag oder Abend.

Der Abschied könnte etwa folgendermaßen sein:

Besucher: Ich will euch jetzt verlassen. (Oder einfach: Ich will gehen.)

(Man reicht sich die Hände.)

Hausherr: Du wirst gut ankommen.

Besucher: Ja.

Eine beliebte Abschiedsformel der Kassena ist auch: Ich gehe jetzt und komme wieder. Diese Formel verpflichtet nicht zur Rückkehr. Abends verabschiedet man sich mit dem Wunsch, gut zu schlafen.

Bei den Moba begrüßt man sich: Wie hast du dich gestern hingelegt? Die Antwort lautet: Ich habe mich in Frieden ausgestreckt. Oft wird die Begrüßung mit ôlaafiaõ Frieden eingeleitet. Oder man sagt nur ôfwontiõ Gruß oder abends ôa jwog poõ guten Abend, wörtlich eigentlich für deinen Abend, wobei man wohl ergänzen müßte alles Gute. An alle diese Grüße kann sich eine ebenfalls ritualisierte Fragen und Antworten umfassende Konversation anschließen, von der man endlich zum eigentlichen Gespräch kommt.

Trifft ein Moba jemanden bei der Arbeit, wenn er z. B. an einem Feld vorübergeht, dann ruft er ihm zu ônupwog yen twonõ, Glückwunsch zur Arbeit, etwa im Sinne von gratuliere zur Arbeit oder auch einfach ôtwon- twonõ, Arbeit, Arbeit. Er oder sie wird mit einem Dank antworten.

Ein Gruß zur Arbeit ist nicht ungewöhnlich. So sagen beispielsweise auch die Haussa, wenn sie jemanden bei der Arbeit sehen: ôsanu da aikiõ, Langsam mit der Arbeit oder einfach ôsanu, sanuõ ôlangsam, langsamõ. Kehren wir aber zu den drei Savannenvölkern aus Burkina Faso und Togo zurück.

Wenn zwei Bekannte sich treffen oder einander besuchen, geben sie sich die Hand<sup>6</sup>. Begrüßt ein jüngerer einen respektierten Ältesten, entblößt er zunächst seinen Kopf, wenn er eine Kopfbedeckung trägt, dann greift er mit der linken Hand unter seinen eigenen rechten Arm, den er gewissermaßen unterstützt, ehe er die rechte Hand der Respektsperson reicht. Außerdem wird der Oberkörper leicht gebeugt und das Gesicht evt. etwas abgewendet. Auch ein alter Mann wird eine höherstehende Persönlichkeit, etwa einen Häuptling, auf diese Weise begrüßen. Wenn eine Frau einen Mann mit Handschlag begrüßt, wird sie bei Respektspersonen immer diesen Gruß benutzen. Bei der Begrüßung eines sehr geehrten Gastes in ihrem eigenen Gehöft, geht die Frau in die Hocke oder sie läßt sich auf die Knie nieder, wenn der Gast sitzt. In der Hocke und mit abgewendetem Gesicht reicht sie dem Gast auch eine Kalebasse mit Wasser oder Hirsebier zur Erfrischung. Die Bewirtung, die man dem Gast zukommen läßt, führt freilich schon über die eigentliche Begrüßung hinaus. Einige hundert Kilometer südöstlich hörte ich jedoch eines Tages eine leichte Rüge, die mein grauhaariger Begleiter, ein afrikanischer Fachkollege, einem Gehöftältesten zukommen ließ. Wir waren gerade in einem Gehöft der Fon in der Republik Benin angekommen, und man setzte uns nach der Begrüßung nicht, wie allgemein üblich, sofort etwas zu trinken vor. Daraufhin sagte mein Begleiter nach kurzer Zeit etwa sinnigem: „Das erste, was der Mensch bekommt, wenn er auf diese Welt kommt, ist ein Schluck Wasser, und das letzte, was man einem Menschen reicht, wenn er sie verläßt, ist ein Schluck Wasser“<sup>7</sup>. Mehr sagte er nicht.

Dies wurde sofort verstanden, und der Gastgeber entschuldigte sich, er habe nichts im Hause gehabt, was man einem Weilen vorsetzen könne. Bald darauf wurde uns Limonade und Bier serviert. Dies

wäre auch ohne den Hinweis meines ungeduldigen Kollegen gekommen, der mir später erklärte, es hätte sich gehört, daß der Gastgeber sich von sich aus für die Verzögerung der Bewirtung kurz entschuldigt hätte. Auch bei den Kassena, Nuna und Moba gehört die Bewirtung des Gastes mit einem erfrischenden Getränk zur Selbstverständlichkeit.

Einem Häuptling, der bei den Moba durch eine besondere Initiation magische Kraft erworben hat, die er für sein Amt benötigt<sup>8</sup>, oder einem Häuptling der Kassena und Nuna, der ein verstecktes und mit besonderer magischer Kraft geladenes, heiliges Objekt aufgefunden und an sich genommen hat<sup>9</sup>, nähert man sich nicht aufrecht, sondern man wirft sich vor ihm auf Knie und Unterarme und macht mit den Händen Bewegungen zum Kopf hin. Die letztgenannte Geste ist eine ritualisierte Bewegung. Sie erinnert vermutlich daran, daß man sich einstmal Staub auf den Kopf warf. Der ganze Vorgang bedeutet selbstverständlich, daß man sich dem Häuptling unterwirft. Erst danach darf man, wenn überhaupt, dem Häuptling die Hand reichen. Diese Form des Grußes hat Dittmer bei den Nuna in Burkina Faso 1956 in einem kurzen Film dokumentiert<sup>10</sup>. Vor dem Nuna-Dorf Silly (Burkina Faso) wird eine kurze Begrüßungsszene gezeigt, die Dittmer (1961, S. 7) schildert:

Am Morgen wird der Stadt- und Gauhäuptling von seiner Leibwache jungen Männern in zum Teil bereits europäischer Kleidung begrüßt. Sie haben sich dazu auf Knie und Ellenbogen zu werfen, ehe sie ihm die Hand reichen. Dabei ist als Zeichen der Demut der rechte Ellenbogen mit der linken Hand zu berühren... Auch der höchste Würdenträger, der Kanzler, hat bei der Begrüßung niederzuknien, langsam heranzukriechen, mit der linken Hand seinen Ellenbogen zu erfassen und die Handreichung dreimal zu wiederholen<sup>11</sup>. Dazu hält er die rechte Hand hoch, den Ellenbogen in die linke Hand gestützt. Das gleiche tut er nach der Begrüßung. Frauen kommen nur demütig gebückt in die Nähe des Herrschers, werfen sich dann vor ihm auf Knie und Ellenbogen nieder<sup>12</sup>, das Kinn in die Hand gestützt, und verharren so, bis der Häuptling sie wieder aufstehen heißt...<sup>13</sup>

Schließlich haben Musikanten der Moba noch eine besondere Art, eine Respektsperson zu begrüßen, indem sie sie nämlich mit einem Preislied ansingen. Diese Ehre widerfuhr auch mir eines Tages, Dabei schmeichelte der Sänger mir, indem er mich als tingedaan, als Besitzer der Erde, besang. Er benutzte auch im Gesang die stereotype Grußformel: Wie hast du dich gestern hingelegt?, also den Gruß, den man am Morgen benutzt. Offensichtlich kann man ihn aber, wie in diesem Fall auch nachmittags verwenden.

Ein kurzes Beispiel für eine Verabschiedung wurde von den Kassena zitiert. Bei den Nuna und Moba geht der Abschied in ähnlicher Weise vor sich. Von einem Häuptling kann man sich aber nicht einfach auf diese Weise verabschieden, sondern man muß ihm um Erlaubnis bitten, fortgehen zu dürfen. Diese Erlaubnis kann zwar grundsätzlich nicht verweigert werden, dennoch ist der Abschied von einem Häuptling nicht immer leicht zu erlangen. So wollte ich mich einmal an einem späten Vormittag von einem Kantonshäuptling der Moba verabschieden. Er forderte mich jedoch auf, noch eine kurze Zeit zu bleiben. Dies konnte ich ihm aus Höflichkeit nicht abschlagen, denn ich hätte ihn damit beleidigt und mir zweifellos zum Feind gemacht. So blieb ich denn. Der Aufenthalt zog sich noch mehrere Stunden hin, die zwar nicht ungenutzt verstrichen, sondern mit weiterer Befragung ausgefüllt wurden, dennoch meinen Tagesplan durcheinander brachten. Schließlich wurde ein reichliches Mahl serviert, und damit war das Hinhalten genügend erklärt: Nach der Etikette der Moba müßte jeder angesehene Mann sich schämen, wenn er einen Gast ungespeist gehen ließe. Allerdings gibt es den Ausweg, einem weißen Gast ein oder zwei Hühner mitzugeben, wenn man befürchtet, daß ein einheimisch zubereitetes Gericht ihm nicht behagen könnte.

Zum Abschied gehört selbstverständlich auch der unwiderrufliche Abschied beim Tod eines Menschen. Das dabei erforderliche Ritual ist so umfangreich und kompliziert, daß es den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Erwähnung. Dieser endgültige Abschied vollzieht sich in zwei Phasen. Gleich nach dem Eintritt des Todes spricht sich die Nachricht im Dorf herum, bzw. sie wird durch einen Flintenschuß bekanntgegeben. Der oder die Verstorbene wird alsbald für die Beisetzung hergerichtet. Inzwischen strömen die Dorfbewohner zusammen, und vor dem Transport zum Friedhof (bei den Moba) bzw. zum Grab, (das bei den Kassena und Nuna neben dem Gehöft liegt), werden vor dem Trauergehöft mehrere Hühner evt. auch eine Ziege oder ein Schaf geopfert, die dem Toten angekündigt werden. Für die in ihrer Religion lebenden Menschen ist der Tod zwar eine endgültige Trennung von den Lebenden, aber die Seelen

der Toten existieren weiter. Sie begeben sich ins Jenseits, ins Totenreich und wirken von dort auf das Leben ihrer Nachkommen ein. Dieser Glaube ist die Grundlage des Ahnenkultes.

Die Beisetzung erfolgt ohne weitere Zeremonien. Je nach der Vermögenslage der Familie findet frühestens in der nächsten Trockenzeit oder auch nach ein oder zwei Jahren oder sogar noch später ein Totenfest statt, mit dem der Verstorbene ins Totenreich verabschiedet wird. Bis zu diesem Fest bleibt die Seele des Toten nämlich in oder beim Gehöft. Zum Totenfest kommen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen, seine Schwiegerverwandten und die Dorfbewohner zusammen. Damit auch entfernt wohnende Verwandte kommen können, wird der Termin rechtzeitig bekanntgegeben. Leicht kommen hundert und mehr Personen zusammen für die Familie eine erhebliche wirtschaftliche Belastung, weil alle Trauergäste bewirtet werden müssen. Zumindest die Verwandten und die Schwiegersöhne bringen jeder eine kleine oder große Opfergabe mit: Ein Huhn, eine Ziege, ein Schaf oder sogar ein Rind. Wer sich nicht mehr leisten kann, bringt wenigstens etwas Hirsebrei mit. Die Familie hat reichliche Mengen Hirsebrei, Reis und Hirsebier zur Bewirtung der Gäste bereitgestellt. Das Fleisch liefern die geopfert Tiere. Bei jedem einzelnen Opfer wird dem Toten und den Lebenden verkündet, von wem das Opfer stammt. Der Tote, d.h. seine Seele, wird aufgefordert, das Tier auch hier exakter die Seele des Tieres mit ins Totenreich zu nehmen. Ganz zum Schluß wird noch ein letztes Huhn geopfert und der Tote ermahnt, sich nunmehr auf den Weg ins Totenreich zu begeben<sup>14</sup>.

Wenn zuvor erwähnt wurde, daß die Grußsitten der genannten drei Ethnien der westafrikanischen Savanne ritualisiert sind, so läßt sich dies auch für den Abschied sagen: Es gibt mehr oder weniger feststehende Formeln, die verwendet werden und bei der Verabschiedung des Toten feststehende Bräuche und Abläufe.

Den Arbeiten von Lang, Eibl-Eibesfeldt usw. kann man entnehmen, dass das Grußverhalten des Menschen überall auf der Welt ritualisiert ist. Eigentlich brauchen wir gar nicht soweit zu gehen, um ritualisiertes Grußverhalten festzustellen, denn auch wir pflegen es. Wir wünschen einen guten Morgen oder guten Tag, selbst wenn wir dem Angesprochenen viel lieber einen miserablen Tag wünschen möchten. Wir sagen auf Wiedersehen, auch wenn kaum die Chance besteht, den Gesprächspartner jemals wiederzusehen, oder wenn wir vielleicht gar nicht den Wunsch haben, ihm nochmals zu begegnen. Sicher wünscht man Leuten, die man mag, wirklich einen guten Tag und man hofft auch sie wiederzusehen. Letzten Endes haben sich diese Wünsche aber zu ritualisierten Formeln entwickelt. Man könnte dies am Beispiel des Hutlüftens, des militärischen Grußes oder der in Österreich gebräuchlichen Äußerung Küß die Hand und ähnlichen Bräuchen vertiefen.

In welcher Form auch immer menschliches Grußverhalten ritualisiert ist, es erscheint mir als ein wesentliches Element menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Es ist ein Zeichen, daß man sich zumindest im Augenblick des Grußes nichts Böses tun will oder einander wenigstens respektiert. Wer jemanden, den er kennt, nicht grüßt, gilt als ungehobelter Klotz, sofern man nicht völlig verfeindet ist. Durch Verweigerung des Grußes schließt man sich vom Kontakt mit dem Nichtgegrüßten aus.

Nicht umsonst lautet eines unserer alten Sprichwörter Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land. M. E. soll durch dieses Sprichwort nicht nur die Höflichkeit angesprochen werden, die einem manche Tür öffnet, sondern ich fasse dieses Sprichwort so auf, wie es dasteht, denn der Gruß eröffnet jeden Kontakt zu einem anderen Menschen.

## **Zitierte Literatur**

Dittmer, Kunz, 1961: Nuna - Westafrika (Obervolta). Begrüßung eines Stadthäuptlings. Göttingen. (Begleitveröffentlichung zum gleichnamigen Film E 345/1961 der Encyclopaedia Cinematographica, Institut für den Wissenschaftlichen Film.)

Eibl-Eibesfeldt, Irenäus, 1968: Zur Ethologie des menschlichen Grußverhaltens. In: Zeitschrift für Tierpsychologie 25, S. 727-744.

Ders., 1982: Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. 10. Aufl. München (Serie Piper).

Lang, Karl, 1926-1930: Die Grußsitten. In: Völkerkunde 2, S. 187-205, 257-278; 3, S. 55-61, 132-136, 201-208, 251-253; 4, S. 43-45, 108-110, 190-192, 252-259; 5, S. 27-32, 103-106, 169-175, 230-233; 6, S. 23-27, 106-110, 178-180, 243-247.

Morris, Desmond, 1978: Der Mensch mit dem wir leben. Ein Handbuch unseres Verhaltens. München (Taschenbuchausgabe: Knaur).

## Diskussion

1 In der Diskussion machte I. Eibl-Eibesfeldt darauf aufmerksam, dass das Einreiben mit Speichel, Schweiß usw. durchaus zum Gruß gehört, und dass auch in unserer Kultur bei Gruß und Abschied gelegentlich Segenswünsche geäußert werden.

2 In der Diskussion wies M. Liedtke darauf hin, dass die Reduplikation als eine Luxurierung betrachtet werden kann. Diese Vermutung wird durch die Form dinlelele gestützt, die manchmal, wenn auch selten, zu hören ist.

3 Das Schattendach wird von 4-6 Pfosten getragen. Es besteht aus einer Schicht Knüppel, auf der eine Schicht Hirsestengel und evt. darüber noch eine Schicht trockenes Gras (Stroh) liegt.

4 Gemeint ist, nach der Nachtruhe aus dem Haus.

5 H. Heller warf in der Diskussion die Frage auf, ob es vielleicht für einfache, nicht sehr volkreiche Kulturen wie die der Savannenvölker Westafrikas sehr typisch sein könnte, dass man sich lange begrüßt, während in volkreichen Kulturen mit einer gewissen Hektik des Lebens, Verkürzungen der Grußformel eintreten. Dem ist entgegenzuhalten, dass es bei den als Beispiel erwähnten Völkern auch Kurzformeln gibt, wie dinle (Kassena) bzw. laafia (Moba). Nur wenn man sich persönlich kennt, bleibt man unterwegs stehen, und die ritualisierten Fragen und Antworten werden vorgebracht. Dann hat man auch ein persönliches Interesse an dem Begrüßten und seiner Familie.

Gruß und Gespräch gehen hier ineinander über. G. Reingrabner meinte, dass die Länge der Begrüßung weniger mit der Bevölkerungszahl zusammenhängt, sondern eher eine Frage des Lebensstils sei.

6 In der Diskussion fragte G. Reingrabner, ob Handgeben und Händeschütteln allgemein menschlich oder von Europäern übernommen worden seien. I. Eibl-Eibesfeldt verwies darauf, dass Jane Goodall [bei ihren Untersuchungen über die Gorillas, J. Z.] festgestellt hat, dass Händegeben und die Bereitschaft mit Hand zu Hand Kontakt aufzunehmen, eine große Bedeutung hat, und zwar zunächst als ôreassuranceö-Geste. Wenn ein Rangniederer eine Banane haben möchte, die am Boden liegt, und ein Ranghoher sitzt in der Nähe, nähert er sich diesem zunächst und hält die Hand auf, und wenn der Ranghöhere sie berührt, entspannt sich die Situation, und der Rangniedere kann die Banane nehmen. Die Mutter stellt ihr Neugeborenes den einzelnen Gruppenmitgliedern vor, indem sie sich ihnen nähert und die Hand ausstreckt.

Der Händedruck beim persönlichen Gruß ist Kontaktgewähren und zugleich Selbstdarstellung. Mit dem Händedruck, den man erwidert, schätzt man sich auch ein wenig ab. Die Disposition zum Händedruck ist anscheinend älteres Primaten- oder Pongidenerbe.

7 Ein neugeborenes Kind bekommt sofort einen Schluck Wasser, und einem Sterbenden gibt man ebenfalls einen Schluck Wasser.

8 Nur wer diese Initiation durchgemacht hat, gilt als traditioneller Häuptling. Dies trifft auch auf Klanälteste zu.

9 Dies Objekt wird beim Tode des Vorgängers von einem Würdenträger in Verwahrung genommen und versteckt. Man glaubt, dass nur derjenige traditioneller und damit ein wirklicher und nicht nur von der Verwaltung eingesetzter Häuptling werden kann, der dieses Objekt findet. Nur der von den Ahnen designierte Häuptling ist dazu in der Lage.

10 Dieser Film (Encyclopaedia Cinematographica E345/1961, vgl. Dittmer 1961) wurde vorgeführt.

11 M. Liedtke warf die Frage auf, ob die Wiederholung der Gestik, die als Intensivierung zu verstehen ist, auch sonst vorkommt. Ich kenne dieses dreimalige Händeschütteln nur bei hohen Würdenträgern der Kassena und Nuna.

Man kann aber ein langes Festhalten der Hand, das bei allen drei Völkern relativ häufig beobachtet werden kann, ebenfalls wohl nur als Intensivierung interpretieren.

12 U. Krebs bemerkte, dass es ihn seltsam berühre, wie sich Menschen vor einem anderen in den Schmutz werfen und dadurch ihre Unterwerfung ausdrücken. Hierzu ist anzumerken, dass man sich nur vor einem Häuptling niederwirft, der auf irgendeine Weise besondere magische Kraft erworben hat (vgl. Anm. 8). Niemand käme auf die Idee, sich vor einem nur von der Verwaltung eingesetzten Häuptling auf den Boden zu werfen. Übrigens legt sich beispielsweise auch bei Wölfen und Hunden ein Tier, das ein Zeichen der Unterwerfung geben will, ganz flach auf den Boden.

M. Liedtke erinnert daran, dass die Submissionsgeste des Sich-Verkleinerns bis zum Niederwerfen in der Kulturgeschichte Mesopotamiens, Ägyptens, des antiken Griechenlands und Roms sowie in der kirchlichen Tradition sehr verbreitet ist. Man kann also sicher sein, dass es sich um ein ganz altes Phänomen handelt. Eine gewisse Gesetzmäßigkeit kann man daraus entnehmen, dass das Niederwerfen in Form der Prostration an zwei Stellen des kirchlichen Ritus auftaucht, nämlich bei den höheren Weihen und im Karfreitagsritus.

13 Bezeichnend ist, dass der Häuptling den Frauen keine Hand gibt. Dies hängt mit dem Status der Frauen zusammen, der geringer gewertet wird als der der Männer. Hinzu kommt, dass kein Mann wissen kann, ob die Frau nicht gerade ihre Periode hat und damit unrein ist. Bei jüngeren Frauen kommt wohl auch hinzu, dass eine Begrüßung mit Händedruck durch einen Mann vielleicht als verdächtige Vertrautheit ausgelegt werden könnte.

14 I. Eibl-Eibesfeldt erwähnt, dass die Eipo (West-Iran) einen besonderen Ritus haben, um die Totenseele fortzuschicken. Die Eipo bestatten ihre Toten zunächst auf Blumen. Wenn ein Mann oder eine Frau jung sterben, denkt man an schwarze Magie, die von einem Nachbarort getrieben wurde. Aus diesem Dorf muß dann ein Mensch getötet werden. Nach der Tötung erfolgt eine Sekundärbestattung, bei der der Tote beschworen wird, er solle nicht mehr in den Träumen erscheinen. Man habe einen für ihn getötet. Nun habe er seinen Frieden und solle die Lebenden in Ruhe lassen. Eibl-Eibesfeldt fragte dann, ob Tieropfer, die oft Ersatz für frühere Menschenopfer waren, diese Wurzel haben könnten.

In diesem Beitrag ist der Abschied beim Tod verkürzt dargestellt, wie schon zu Beginn dieses Teils erwähnt wird. Der Bestattung geht auch bei den Kassena, Nuna und Moba eigentlich immer eine Befragung des Toten voran, das sogenannte Leichentragen. Die Leiche wird dazu auf eine Bahre gebunden, die zwei Männer auf den Kopf nehmen. Dann wird der Tote von einem Ältesten, der die Zeremonie leitet, befragt, warum er gestorben ist, was den Tod verursacht hat. Er zählt dabei jedes Mal eine Möglichkeit auf: Hexe, Gift, schwarze Magie oder ôGottes Todõ, der immer zuletzt genannt wird. Die Bewegung der Bahre gibt Verneinung oder Bejahung an. War es ôGottes Todõ, d. h. war das Leben eben abgelaufen, kann sofort bestattet werden. Gibt es aber einen Schuldigen, so muß die Leiche diesen zunächst finden. Die Träger laufen auf diesen zu, wenn er anwesend ist, oder sie müssen die Leiche zu dem Gehöft des Schuldigen tragen und diesen dort bezeichnen. Man hört immer wieder, auch von Leuten, die selbst schon Leichen getragen haben, daß diese Bewegungen nicht von den Trägern ausgehen. Sie werden dazu angeblich vom Toten gezwungen.

Ein normaler Toter geht mit dem zweiten Totenfest ins Jenseits. Aber manche Seelen lassen sich nicht verabschieden, sie spuken. In diesem Fall setzt man eine bestimmte Pflanze auf das Grab. Der Widergänger im allgemeinen eine Hexe oder ein Zauberer kann nun nicht mehr aus dem Grab heraus. Weiß man von vornherein, daß es sich um eine Hexe oder um einen Zauberer handelt, wird er oder sie am Platz der unheilvollen Toten bestattet. Im allgemeinen ist das eine Niederung. Dort werden auch Frauen, die im Kindbett verstorben sind, sowie Leute, die durch Unfall oder Raubtiere zu Tode kamen, ohne Zeremonien beigesetzt, denn all dies gilt als schlimmer Tod. Diese Totengeister spuken im Busch.

